

# *Meine Kindheit und Jugend*



Im September 1946 wurde ich im Krankenhaus in Herbern geboren, zu einer Zeit, als der Krieg bereits über eineinhalb Jahre vorbei war, die Auswirkungen sich aber noch durchaus bemerkbar machten. Die Tatsache, dass ich nicht in Krefeld, dem Wohnort unserer Familie geboren wurde, deutet bereits an, dass ungewöhnliche Umstände in dieser Zeit eine Rolle gespielt haben müssen. Die Ernährungslage in der Stadt war alles andere als rosig. Man lebte von staatlich verordneten Lebensmittelkarten, die pro Kopf, abhängig vom jeweiligen Alter, Geschlecht und Beruf der betroffenen Person, eine genau definierte Menge an Grundnahrungsmitteln festlegte, die nur allzu knapp bemessen war. Die allgemeine Versorgungsknappheit hatte den Staat dazu gezwungen, eine Grundversorgung der Bevölkerung sicherzustellen, um zu verhindern, dass Menschen verhungerten. Ich kann mich noch gut an die Erzählung meiner Mutter erinnern, der aus irgendwelchen, mir nicht mehr ganz nachvollziehbaren Gründen die Lebensmittelkarten abhanden gekommen (gestohlen worden?) waren, ein Umstand, der nahezu Existenz gefährdend für die Familie war. Ich glaube nicht, dass sie die Karten verloren hatte, denn dank ihrer hervorragenden Beziehung zum „Klüngel Anton“, gemeint ist natürlich der Hl. Antonius, der Patron der Klüngeligen, dessen Statue in der Dionysiuskirche in Krefeld stets von Votivgaben geschmückt war, hätte sie die Karten sicherlich wieder gefunden. Wie konnte man dann noch überhaupt überleben in dieser schwierigen Zeit? Die Frau meines Patenonkels Heinz Stuhldreier soll angeblich durch Hunger während des Krieges nervenkrank geworden sein. Eine andere Bekannte hatte meine Mutter einmal gebeten, auf ihre Tochter für einen Tag aufzupassen. Dazu hatte sie ihr Babynahrung mitgegeben, in der sich die Maden tummelten. Meine Mutter hatte damals Glück im Unglück.

Zum einen wurde uns durch Freundinnen, Nachbarn und Bekannten geholfen, die von dem Bisschen, das sie hatten, noch etwas abgaben. Heutzutage würde man von „sozialen Netzwerken“ sprechen, die es damals auch schon gab, wenn auch nicht in einem anonymisierten Internet. Damals war die Tasse Bohnenkaffee zwischen zwei Nachbarinnen, nämlich Frau Hocks und meiner Mutter das soziale Bindeglied in einer noch von Not und Armut geprägten Zeit. Wenn Frau Hocks dann die Treppe herunter kam, dann hatte sie abgezählte 13 Kaffeebohnen dabei, ausreichend für ihre Tasse; meine Mutter legte dann 13 Kaffeebohnen dazu, die man dann in einer handbetriebenen Kaffeemühle mahlte und das Kaffeemehl anschließend mit frisch auf dem Küchenherd aufgebrühtem Wasser übergoss.

Überlebenswichtig war auch die Hilfe durch Frau Brinkhoff, der Bäckersfrau, einer weißhaarigen alten Dame mit blitzenden Brillengläsern, bei der wir unser Brot auf Marken kauften. Als sie von dem Malheur unserer Mutter hörte, gab sie ihr diskret zu verstehen, sie möge nicht verzweifeln. Frau Brinkhoff steckte unserer Mutter heimlich Brot zu, das sie, nach den Erzählungen unserer Mutter, unter der Ladentheke hervorholte. Auch in den nachfolgenden Zeiten, in denen es allen allmählich besser ging und Brot, Brötchen, sogar Kuchen wieder frei verkäuflich waren, blieb unsere Familie dem Bäckerladen Brinkhoff auf der Uerdinger Straße treu als Kundin verbunden.

Zum anderen, und hier schließt sich wieder der Kreis zu meiner auswärtigen Geburt, wurde unsere Familie in den ersten Nachkriegsjahren und auch noch später immer großzügig durch „Herbern“ unterstützt. Herbern, das war das Elternhaus meiner Mutter Antonia Hölscher, in dem ihre Eltern, der Schneidermeister Wilhelm Hölscher, seine Ehefrau, die Schneidermeisterin Anna Hölscher und meine Tante, die Kriegerwitwe Änne Kriens, lebten.

Wie damals üblich war man weitestgehend Selbstversorger auf dem Lande, d.h. neben ihrer selbstständigen Schneiderei betrieben meine Großeltern eine kleine Landwirtschaft. Immer standen zwei Schweine, und im Winter auch zwei Kühe, im Stall, in dem gleichzeitig das Plums-Klo angesiedelt war, ein selbst im strengen Winter angenehm warmer Ort, wo die Exkremamente direkt in die Jauchegrube unter dem gemauerten Klo mit einem Loch in der Holzklappe darunter fielen. Als Klopapier nahm man sorgfältig ausgeschnittene Zeitungsreste, deren Druckerschwärze durchaus schon mal Spuren auf dem Allerwertesten

hinterließen, eine Art von kostengünstigem Tatroo. Wenn die Grube ausreichend voll war, konnte es auch durchaus sein, dass beim Aufklatschen der Würste auf die Oberfläche der Jauche einige Spritzer empor schnellten. Dann wusste man, es war langsam an der Zeit, die Grube mittels einer Handpumpe zu entleeren, in ein Jauchefass zu füllen und die Jauche dann auf den der Familie gehörenden Wiesen als natürlichen Dünger aufzutragen.

Herbern also war der zweite Überlebensrettungsanker für unsere Familie, denn im Winter wurde geschlachtet, natürlich zu Hause. Der Kopfschlächter Clemens Kampert aus der Nachbarschaft kam mit seinem Bolzenschussgerät, setzte der Sau in unserer Waschküche das Gerät vor den Kopf, drückte ab, und dann musste alles schnell gehen: Mit dem Messer stach er in die Halsschlagader, nachdem man vorher eine Emailleschüssel unter den Hals des noch zuckenden Tieres geschoben hatte. Das Blut spritzte nun heraus und wurde kräftig mit bloßen Händen in der Schüssel gerührt, auf dass es nicht verklumpte bzw. gerann. Daraus wurde dann später Blutwurst und Wurstbrot hergestellt.

Nachdem die Sau ausgeblutet war, begoss man sie mit heißem Wasser, das im Schweinepott, der vorher als Kochtopf für die Schweinekost diente (ein Eintopf aus gekochten Disteln, die in mühevoller Arbeit mithilfe von aus Schafsfleder gefertigten Handschuhen in den Wiesen gezogen wurden), erhitzt worden war. Anschließend wurden die Schweineborsten mit einem trichterähnlichen Gerät entfernt, bevor die Sau rücklings auf eine Leiter gelegt wurde, die dann von zwei kräftigen Männern aufgestellt wurde. Nun begann die eigentliche Arbeit des Schlächters, der sich vorher mit einigen Gläschen Schnaps gestärkt hatte. Manchmal war auch Walter, der halbwüchsige Sohn von Clemens dabei. Die Aufforderung des Vaters, auch dem Sohn einen einzugießen, wurde jedoch von meinem Großvater stets abgelehnt mit dem Hinweis auf das jugendliche Alter des Knaben. In der Tat wurde später aus dem armen Kerl, wie nicht anders zu erwarten, ein Alkohol abhängiger junger Mann, der dann früh starb.

Clemens schnitt und/oder hackte nun die Sau von oben nach unten in der Mitte auf. Spätestens dann war der Moment gekommen, wo wir als Kinder uns schnell zurückzogen, denn nun begann es fürchterlich zu stinken, weil die Gedärme heraus quollen, die dann in einer Wanne aufgefangen, sorgfältig von dem restlichen Kot (ein Tag vorher bekam das Schwein sowieso nichts mehr zu fressen) befreit wurde, denn die Därme dienten nach entsprechender gründlicher Reinigung als Haut für die Würste. Fast alles wurde verwertet. Das Fleisch wurde zerteilt und nur ein kleiner Teil blieb zurück für den sofortigen Verzehr beim Schlachtfest. Die Schinken wurden in Salzlake in ein entsprechendes Holzfass gelegt, wo sie einige Zeit verblieben. Die Würste wurden im hauseigenen Räucherschrank aus Holz geräuchert und so haltbar gemacht. Später räucherte man auch die Schinken. Alles hing man in der Fleischkammer auf, ein kleiner abgedunkelter Raum am oberen Ende der Holzterasse im ersten Stockwerk, wo eine kleine Holzluke für entsprechende Belüftung sorgte.

Das übrige Fleisch, vor allem die zuvor fix und fertig gebratenen Bratenstücke, wurden anfangs in Einmachgläsern eingekocht oder in Dosen abgefüllt, deren Deckel eine kleine Maschine verschloss. Auf diese Art und Weise wurde alles haltbar gemacht, denn natürlich gab es noch keine Tiefkühltruhe, jedenfalls nicht bei so „kleinen“ Leuten, wie wir es waren. Wir Kinder erhielten beim Wursten immer eine kleine Mettwurst geschenkt. Unter dem Abdach draußen, wo normalerweise die Wäsche auf Drähten getrocknet wurde, hing dann immer der sogenannte Piseling, der als Vogelfutter diente.

Übrigens war meine Großmutter bei der ganzen Schlachtereierie nie dabei. Sie war etwas zart besaitet und nervlich nicht ganz so stabil, wurde deswegen von der Familie ins Bett gesteckt, aus dem sie erst wieder aufstehen durfte, nachdem die ganze „Wehrereierie“ vorbei war.

Überhaupt kann ich mich nicht erinnern, dass sie jemals gekocht hat. Das übernahmen entweder Tante Anne oder das Hausmädchen, das natürlich auch mit im Hause Hölscher schlief und nur sonntags frei hatte.



*Oma Anna als junge Frau.  
Sie selbst war Schneidermeisterin und war als „Directrice“ in einem  
Modegeschäft in Düsseldorf tätig gewesen.*

Unsere Elisabeth packte uns Kinder dann kurzerhand auf ihr Fahrrad, fuhr eben noch an der damaligen Bäckerei Stratmann vorbei, um uns Kindern zwei kirschrote Bonbons auf einem kleinen Holzstiel zu kaufen. Anschließend machten wir uns dann auf den Weg durch den Weißen Busch zum Elternhaus Krälemann, ihrem Heimathof, wo es dann nachmittags gedeckten Apfelkuchen auf dem Blech und Mukkefuk gab.

Doch zurück zur Waschküche, ein multifunktionaler Ort, dessen Kernstück dieser mit Kohle beheizbarer Schweinepott war. Der diente allerdings auch dazu, das Badewasser für das samstägliche Bad in der Badewanne aus Zink aufzuheizen, die dann, wo auch sonst, in der Waschküche bei zugehängten Fenstern aufgestellt wurde. Erst durften Oma und Opa darin baden, dann kam Tante Änne, dann das Dienstmädchen, evtl. noch der im Haus wohnende Schneiderlehrling, und dann zum Schluss: Ihr ratet es sicher schon, wir als Kinder. Hierarchie, glaube ich, nennt man so etwas.



*Elisabeth (Dienstmädchen), Fine, Hilde, (Angestellte) Manfred (Lehrling), Erika Lachmann vorne: klein Egon (3 J.?)*

Natürlich wurde in dem Emailleinsatz des Schweinepotts auch die Lauge für's Wäschewaschen erhitzt, denn eine Waschmaschine besaß man (noch) nicht. Da Herbern lange Zeit (ich glaube bis Anfang der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts noch keine öffentliche Wasserversorgung hatte), schöpfte man das Wasser aus dem hauseigenen Brunnen. Die Pumpe stand dann natürlich in der Waschküche.

Wo Viecher sind, da muss man nicht lange nach Fliegen suchen, und davon gab es immer reichlich im Stall und auch in der Waschküche. Wenn es mir mal wieder zu langweilig war, dann nahm ich mir die erstbeste Fliegenklatsche und räumte gründlich unter ihnen auf. Wenn die Fliegen jedoch Überhand zu nehmen drohten, dann war auch schon mal eine Radikalkur angesagt: Alle Fenster wurden geschlossen und irgendein fürchterlich stinkendes Zeug, „Jakutin“ wurde angezündet. Durch den ätzenden Qualm fielen die Fliegen wie im Sprichwort von den Wänden und mussten dann nur noch zusammengefegt werden. Während dieser Räucherphase war es uns Kindern strengstens verboten, die betreffenden Räume zu betreten; ich möchte nicht wissen, welches Gift damals leichtfertig benutzt wurde. Nach dem Räuchern wurden jedes Mal die Fenster zum Lüften weit aufgerissen.

Aufgewachsen sind meine Schwester und ich aber in Krefeld, im Rheinland. Mein Vater Theo Zimmermann hatte seine Frau Antonia in der Vorkriegszeit kennen- und lieben gelernt, als er als (freiwilliger) Soldat mit seiner Kompanie, wohl anlässlich einer Gefechtsübung, in Herbern bei Familien „einquartiert“ war, er also beim Schneidermeister Hölscher. Ein Wort gab das andere, und so wurden die beiden ein Paar, das in der Pfarrkirche St. Benedikt zu Herbern getraut wurde, gleichzeitig mit meiner Tante Änne und ihrem auf Heimaturlaub weilenden Ehemann Bernhard Kriens, der aus Nordwalde kam und als Anstreicher beim Malermeister Koch arbeitete. Dass damals auch schon Fremdenhass nicht unbekannt war, belegt die Tatsache, dass Bernhard, als er seine Arbeit in Herbern begann, zuerst einmal von einheimischen Unverbesserlichen nach allen Regeln der Kunst „durchgelassen“ wurde, ein damals wohl verbreiteter Brauch, wie man mit Fremden umzugehen pflegte, die immer auch eine Konkurrenz auf dem Heiratsmarkt darstellten.

Böse Zungen warnten damals schon vor der Doppelhochzeit. Das brächte Unglück. Recht sollten sie behalten, denn mein Onkel musste nach dem Hochzeitsurlaub wieder an die Front, und danach hat man nie mehr etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich, so erzählte man immer, wäre er von rumänischen Partisanen ermordet worden. Spätere Nachforschungen meinerseits durch das DRK waren erfolglos, ebenso wie bei Onkel Willi, Mutters Bruder, der im Krieg an einem unbekanntem Ort fiel, nachdem er zwischendurch schon mal anlässlich einer Verwundung (ein Schuss durch die Zähne) wieder auf Heimaturlaub gewesen war.



*Vater, klein Egon (3), Mutter*

Über meine Kindheit in Krefeld weiß ich nicht allzu viel zu berichten. Wir wohnten damals zusammen mit der Mutter meines Vaters in der Uerdinger Str. 144, in einem dreistöckigen Haus, das offensichtlich von Bombenangriffen verschont geblieben war. Im Erdgeschoss zur Straße hin lebte eine alleinstehende Frau (Frau Erdel). Im hinteren Teil zum Hofe hin wohnte Familie Hermanns, an die ich mich noch einigermaßen erinnern kann. Frau Hermann verdiente ein wenig Geld als Putzfrau, hatte schlimme Beine und stand, wenn sie zum Tratschen zu uns nach oben kam, häufig auf einem von Krampfadern übersäten Bein, weshalb ich sie heimlich als „Storch“ bezeichnet habe. Ihr Mann arbeitete als angestellter Frisör, schnitt mir auch immer die Haare, was ich nur mit Widerwillen über mich ergehen ließ, denn seine Hände rochen wie „Futtfinger“. Zwei Söhne hatten sie, Helmut, der ältere hinkte, Horst, der zweite ging auf die „Hilfsschule“ und erschien uns Kindern immer ein wenig albern und unberechenbar.

Im ersten Stock wohnte in der zum Hofe gelegenen Wohnung ein Anstreichermeister mit seiner Frau, die Vogts eben. Sie verdiente ihr Geld mit Heimarbeit, mit dem Nähen von Krawatten. Schließlich war Krefeld zu damaliger Zeit noch die „Stadt der Samt und Seide“, in der es etliche Textilfabriken gab. Mein Patenonkel Heinz Stuhldreier, den eine über 50 Jahre lange Freundschaft mit meinem Vater verband, war übrigens Textilingenieur bei einer Weberei. Zwischen unserer Wohnung und Vogts befand sich das gemeinsame Etagenkle. Noch heute habe ich den Geruch in der Nase, wenn Herr Vogt sein Geschäft auf dem Örtchen verrichtet hatte, nicht ohne seine heiß geliebte Roth Händle dabei geraucht zu haben.

Unsere Wohnung war zweigeteilt. Zur Straße gelegen war das Wohn- und Schlafzimmer meiner Oma, das größte Zimmer unserer Wohnung. Abgetrennt durch den Flur gelangte man in unsere Küche, die auch mehr oder weniger als Wohnzimmer diente, eine klassische Wohnküche also. Ein Herd, ein Sofa, einige Stühle, ein Geschirrschrank, der schon mal sein Porzellan anlässlich kleinerer von der Eifel ausgehenden Erdbeben erzittern ließ. Auch war er Aufbewahrungsort des „Ferdinändken“, eines blauen Kinderspazierstocks aus Holz, den meine Schwester nie, ich aber gelegentlich zu spüren bekam. Zum Beispiel, als ich als Vierjähriger meine „Bande“ dazu überredet hatte, mit mir als Anführer ins Hülser Bruch zu ziehen, ein dichtes Waldgebiet, ca. 6 km von zu Hause entfernt. Klar kannte ich den Weg, denn ich war dort schon einige Male mit meinen Eltern auf dem Gepäckträger des Fahrrads sitzend gewesen. Zum Glück überfiel mich einige Kilometer vor dem Ziel (und vor Einbruch der Dunkelheit der Gedanke, unseren ehemaligen Nachbarn von oben, Familie Hocks, einen Besuch abzustatten. Der gute Onkel Hocks, der für mich immer eine Art Ersatzvater gewesen war, traute seinen Augen nicht, als wir Vier kurz vor Anbruch der Dämmerung an seiner Haustür standen. Schnell durchschaute er unser Vorhaben und nahm, ich weiß noch heute nicht genau wie, denn wir hatten kein Telefon, Kontakt zu meinen Eltern auf. Mein Vater holte uns dann mit dem Fahrrad ab, und seine Mine verhieß nichts Gutes. Klar, dass meine Eltern sich schon Sorgen gemacht hatten, als wir so mir nichts, dir nichts auf einmal von der Bildfläche verschwunden waren. An diesem Abend feierte das „Ferdinändken“ Hochzeit mit meinem Allerwertesten.

Die Küche war der Lebensmittelpunkt der Familie. Ein großes Fenster ließ vom Hof her genügend Licht herein. Schon früh am Morgen saß meine Oma auf dem Sofa, trank ihren Kaffee, unter den meine Mutter häufig ein rohes Ei schlug, aß dazu Weißbrot mit Magerquark und Rübenkraut, bedeckt mit einer Scheibe Schwarzbrot. Ansonsten ließ sie sich von Vorne bis Hinten von meiner Mutter bedienen. Sie muss früher eine gute Köchin gewesen sein. Von dem Moment an, als meine Mutter als junge Ehefrau in ihren Haushalt trat, ließ sie den sprichwörtlichen Löffel fallen und überließ alles meiner Mutter. Später hatte sich meine Mutter durchgesetzt, dass sie von meiner Oma im Monat ein Taschengeld von 20 DM bekam, sodass sie sich einen Frisörbesuch leisten konnte. Meine Oma bekam eine Rente, die vielleicht nicht zu hoch war, aber sie hatte ja auch so gut wie keine Ausgaben, außer gelegentlich mal ein Taschengeld für uns Kinder oder Kirmesgeld, wobei ich als ihr Liebling

es eher verstand, sie darum anzu- betteln. Doris war zu stolz dafür. Mutter beklagte sich nie über die Mehrarbeit, die sie mit der Oma hatte. Ihr Kommentar dazu war stets: Ich muss ihr dankbar sein. Sie hat mir einen guten Mann erzogen! Ab und zu war ihre Schwester Maria Kersting aus Werne, der Heimatstadt meiner Oma, für eine Woche zu Besuch bei uns, einmal, als meine Mutter in Herbern erkrankt daniederlag. Tante Maria war eine gute Köchin, hatte nur den Nachteil, dass sie keinen Geruchssinn mehr hatte. Da musste man schon ein wenig mit aufpassen. Nachdem meine Oma Jahre später in der neuen Wohnung auf der Dreikönigenstraße gestorben war, vermutete man eine größere Menge Bargeld bei ihr, fand aber nichts. Wir nehmen an, dass sie es ihrer Schwester anlässlich eines Besuches mitgegeben hatte, für die Kapuzinerpatres in Werne.

Als Kind schlief ich bei meiner Oma auf einem Sofa in ihrem Zimmer. Sie hatte eine Brustamputation hinter sich und ich sehe noch heute ihren von den Lymphdrüsen angeschwollenen Arm. Außerdem war sie schwer an Asthma erkrankt, nahm dafür ständig Tropfen gegen den Husten. Eine Folge dieser Krankheit war, dass sie ein wenig inkontinent war. Daher trug sie, zumindest nachts, immer Tücher als Vorlagen, die dann morgens in einem Eimer abgelegt und von meiner Mutter gewaschen werden mussten.

Da ich bei ihr im Zimmer schlief, hatte ich immer Angst, dass sie eines Morgens tot in ihrem Bett liegen würde. Oft stöhnte sie: „Ach, wenn ich mal schon tot wäre!“ Ich konnte mir dann die Bemerkung nicht verkneifen: „Und warum nimmst du dann überhaupt die ganze Medizin?!“ Aber wie gesagt, ich konnte mir das erlauben. Oma lachte sogar über meine unbefangene Frage.



*Oma Ida in jüngeren Jahren*

Eines Tages passierte mir das Malheur, dass ich ihre Wärmflasche aus Zinn auf den Boden fallen ließ, sodass sie in zwei Hälften zersprang. Da war aber Holland in Not! Als mein Vater abends vom Büro nach Hause kam, lag meine Oma schon auf der Lauer, um ihm vorwurfsvoll mitzuteilen, was sein Sohn ihr angetan hätte. Mutter tröstete sie, indem sie meinte, wir sollten mal Onkel Hocks bitten, ob der uns helfen könnte. Er war nämlich bei „IG Farben“ (später Bayer) beschäftigt und galt als handwerklich sehr geschickt. Und in der Tat. Er konnte

nicht nur mit seinem Kohlenwagen und mir in seiner Küche Rennen fahren, er verstand es auch, die Wärmflasche zu löten, sodass sie wieder heile wurde.

Hinter der Küche lag das eigentliche Wohnzimmer, die so genannte „beste Stube“, die allerdings nur selten benutzt wurde. Erinnern kann ich mich nur daran, dass ich eines Tages auf der „Chaiselongue“ liegend, die Rheinländer hatten ein umfangreiches Vokabular an französischen Wörtern, mit einer Gabel die Steckdose näher untersuchte. Dabei sprangen Funken heraus und es gab einen solchen Knall, dass mein Vater entsetzt hereinkam. Die Gabel aus Zink hatte sich durch die Hitze verbogen, ich aber blieb aufgrund dessen, dass das Sofa mit Holzfüßen auf dem Holzboden stand, unverletzt. Neben einem Tisch und einem von meinem Großvater väterlicherseits als Modellschreiner selbst angefertigten Schrank standen noch einige Stühle und der Armsessel meiner Oma dort, in dem sie Stunden damit verbrachte, Bücher zu lesen, die wir als Kinder aus der Stadtbücherei am Kaiser-Wilhelm-Museum besorgen mussten, da, wo das Relief der Laokoon Gruppe aufgestellt war; ein Vater, der mit seinen ebenso muskulösen Söhnen gegen eine Monsterschlange kämpfte, die alle im Würgegriff hatte. Eine bildliche Darstellung, die mich als Kind wahnsinnig beeindruckte und Furcht einflößte.

Auf das Wohnzimmer folgte zur Straße hin das Schlafzimmer meiner Eltern, das am Abend auch als Schlafstätte meiner Schwester im großen Kinderbett diente, bis Doris beim Zubettgehen meiner Eltern dann im Wohnzimmer für den Rest der Nacht auf die Couch gelegt wurde.

Über uns wohnten also besagte Hocks, die schon früh Freunde geworden waren, und die Vermieter, die Familie Möwissen. Sie hatten eine Tochter Ursula und einen Sohn Theo, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Der Ehemann war so gut wie nie zu sehen. Ich meine, er wäre Vertreter gewesen, ging auch ansonsten seiner Wege, während sie eine Meduse war, eine Xanthippe, die keinem Streit aus dem Wege ging. Wo immer sie konnte, versuchte sie ihre Mieter zu schikanieren.

Ganz oben unter dem Dach wohnte eine Art Untermieter, an den ich nur schemenhafte Erinnerungen hatte. Allerdings weiß ich es noch wie heute, als meine Schwester und ich im Zimmer meiner Oma saßen und draußen vor dem Fenster ein Schatten vorbei glitt. In Wirklichkeit war es besagter Untermieter, der wohl Selbstmord begangen hatte, indem er sich vom Dach gestürzt hatte. Man munkelte, er sei ein 175er gewesen, also schwul. Der Ausdruck „175er“ rührt aus der Zeit her, als es noch den § 175 des StGB gab, der das Schwulsein unter Strafe stellte. Natürlich war man bemüht, uns Kinder möglichst aus allem heraus zu halten. Es wurde nur gemunkelt, und auf Nachfragen hieß es immer: „Das ist nichts für Kinder. Punkt!“

Wenn man den Innenhof unseres Hauses betrat, so lag rechts die Waschküche. Einmal im Monat war große Wäsche angesagt und ich sehe noch heute meine Mutter und Frau Herrmanns in nebligen Schwaden stehen. Für meine Mutter war der Washtag der stressigste Tag des Monats.

Am Ende des Hofes stand ein Sandkasten vor einer weiteren Einliegerwohnung, in der eine gewisse Frau Unger wohnte, die „einen Freund“ hatte, ein freundlicher, grauhaariger Herr, der nicht unvermögend war und bei mir einen dicken Stein im Brett hatte, denn er brachte mir als Spielzeug einen maßstabgetreuen Aral-Tanklastzug mit, über den ich mich königlich freute.

Neben dieser Wohnung lag eine etwas größere Werkstatt, die einem gewissen Herrn Schöne gehörte; eine Werkstatt, in der Klaviere und Konzertflügel hergestellt bzw. repariert wurden. So manche Stunde habe ich dort verbracht, wenn ich bei der Arbeit zuschauen durfte, immer diesen Leimgeruch in der Nase.

Links neben unserem Haus befand sich das Lebensmittelgeschäft Siemes, in dem man alle Dinge des täglichen Bedarfs kaufen konnte. Hatten wir ein wenig Taschengeld, so kauften wir als Kinder liebend gerne Salmiakpastillen, die entweder in einer Flasche mit Wasser

aufgesetzt, kräftig geschüttelt und dann in flüssigem Zustand getrunken wurden, oder man klebte sie sternförmig auf den linken Handrücken, um sie dann hingebungsvoll abzulecken.

Als besondere Delikatesse gab es für alle von Zeit zu Zeit Fisch, entweder als Brathering oder als Matjesheringe, die von meiner Mutter mit Zwiebeln, Essig, Sahne und allerlei Gewürzen in einem Steinguttopf eingelegt im Keller aufbewahrt wurden. In diesem Keller wurden neben der Kartoffelkiste auch die Briketts aufgestapelt standen. Wenn sie angeliefert wurden, zog mein Vater dann, und nur dann, denn er war völlig unpraktisch, seinen Blaumann an, um mit mir in den Keller zu gehen und mir zu zeigen, wie man fachmännisch Briketts stapelt. Wahrscheinlich wollte er mir damit imponieren, ich hingegen habe immer noch seinen etwas säuerlichen Schweißgeruch dabei in der Nase.

Rechts neben unserem Haus war eine Hausruine, Überbleibsel eines Bombentreffers aus dem Weltkrieg. Übrigens waren die Häuser in den Kellern untereinander durch einen gemeinsamen Gang verbunden. In unserem Keller hing auch eine Art Axt an der Wand, mit der ggf. ein Loch zum Durchkriechen in den Nachbarkeller geschlagen werden konnte. Dieser Gang sollte bei einem Bombenangriff Leben retten, dadurch dass die Familien, die ja bei plötzlichen Luftangriffen in den eigenen Keller flüchteten, im Falle einer Bombardierung sich ins Nachbarhaus retten konnten.

Natürlich war es uns Kindern strengstens untersagt, in den Trümmern zu spielen, unter anderem wegen der Gefahr, beim Spielen auf Blindgänger zu stoßen, aber gab es keinen aufregenderen Abenteuerspielplatz als dieses geheimnisvolle, durchaus auch Angst einflößende Gemäuer, auf dem noch die Wandkacheln eines ehemaligen Badezimmers zu sehen waren, auf dem kleine Bäumchen ihre Wurzeln geschlagen hatten, wo man vor den Mauerresten stand und Russisch Roulette spielte, indem man gegen die Wand wippte, die dann glücklicherweise zur anderen Seite hinunterfiel und zerschellte. Und erst die Keller, in die man durch halb verschüttete Fensterschächte krabbelte, immer auf der Hut vor den zahlreichen Ratten. Als ich später die Werke Wolfgang Borcherts las, hier vor allem seine Kurzgeschichten, die so genannte „Trümmerliteratur“, da war das für mich nachvollziehbare Wirklichkeit. Ich habe später während meiner Ausbildung als Lehrer meine Staatsarbeit über dieses Thema geschrieben, merkte bei der Behandlung dieser Geschichten aber schon sehr deutlich, dass der Erfahrungshorizont der Schüler nicht ausreichte, sich in die damalige Situation hineinzudenken. Für sie war das schon entfernte Geschichte.

Ein Haus weiter wohnte meine erste Freundin Hannelore, deren Eltern in der Textilfabrik Jammers nahebei arbeiteten, er als Textilhilfsarbeiter und sie als Putzfrau. Wir Kinder spielten zusammen, kratzten uns und vertrugen uns wieder, wie eben bei echten Freunden. In deren Hof stand eine riesige Kastanie, unter deren Schatten wir so manche Stunde verbrachten und die Tonpfeifen aus den Weckmännern von St. Martin mit Tabak rauchten, den wir vorher mühsam aus Zigarettenkippen herausgekratzt hatten.

Auf der anderen Straßenseite wohnte mein Freund Gerd Siebenmorgen, rein äußerlich eher das Gegenteil von mir, klein, drahtig, rothaarig mit Sommersprossen, der perfekt die Krefelder Mundart beherrschte. Ich erinnere mich an ein Weihnachtsfest, wo jeder ein Weihnachtsgedicht aufsagen sollte. Sein Beitrag lautete:

„Mir sin all Kriewelsche Jongs:	[Wir sind alles Krefelder Jungen]
Knüppel in de Täsche,	[Knüppel in der Tasche]
Häng inne Täsche	[Hände in der Tasche]
un wenn mir kine Knüppel mieh han,	[und wenn wir keinen Knüppel mehr haben,]
dann haun mir mit de Fläsch!“	[dann hauen wir mit der Flasche.]

Gerd besaß einen unschlagbaren Vorteil: Seine Eltern besaßen eine Gaststätte, und so fiel auch schon mal eine „Pepsi Cola“ für uns ab, traumhaft für jemand, der sonst nur „Gänsewein“ trank. Ab und zu kam es auch vor, dass mich mein Vater mit einem Steinkrug in die Wirtschaft schickte, um den Krug mit Bier füllen zu lassen. Natürlich hatte man zu der Zeit noch keinen Kasten Bier im Keller.

Ein weiterer Vorteil, der sich aus dem ersten ergab: Hinter der Wirtschaft befand sich eine Art von Saal, der auch als Trainingsstätte für einen Ringerklub genutzt wurde und entsprechend über eine erkleckliche Anzahl von Gummimatten verfügte, auf denen wir uns gerne wälzten.

Natürlich durften wir sonntags bei Mannschaftskämpfen zuschauen. Allerdings passierte mir bei einer dieser Gelegenheiten das Missgeschick, dass ich aus Versehen oder Unwissen für den Auswärtsclub applaudierte und daraufhin Blicke ertete, die töten konnten. Klammheimlich schlich ich mich nach Draußen.

Ich muss ungefähr drei Jahre alt gewesen sein, als mich eine damals noch schwere Krankheit erwischte, nämlich Scharlach. Ich war übersät mit roten Flecken am ganzen Körper. Damals war Scharlach noch eine meldepflichtige Krankheit weil hochinfektiös. Deswegen wurde ich ins Städtische Krankenhaus auf eine Isolierstation gebracht, wo ich meine Eltern nur getrennt durch eine Glasscheibe sehen konnte, und das für einen gefühlten Zeitraum von sechs Wochen, bis ich als gesund nach Hause entlassen wurde. Beim Ausbruch meiner Krankheit erschien die Städtische Feuerwehr bei uns zu Hause und desinfizierte unsere ganze Wohnung. Ich habe noch die Bilder vor Augen, wie vermummte Erscheinungen, die wie Marsmenschen aussahen, in unserer Wohnung erschienen und weiße Wolken von übel riechenden Desinfektionsschwaden hinterließen. Ich muss mir vorgekommen sein wie ein Aussätziger.

Ob meine ältere Schwester mich damals auch mal besucht hat, weiß ich nicht mehr, wohl aber, dass sie mich manches Mal verflucht hat, wenn sie, wie so oft, auf mich aufpassen musste. Und das Schlimme war, ich blieb nicht immer bei ihr und ihren Puppen und Freundinnen. Mich zog es, zumindest als ich etwas älter war, magisch zur „Florabande“. Das waren ungefähr Gleichaltrige, die in der Gegend um die Florastraße wohnten und in ihrer Freizeit, und davon gab es eine Menge, allerlei dummes Zeug anstellten. Nur durch eine Mutprobe konnte man Einlass gewinnen. Meine bestand darin, mit meiner unverwüstlichen Lederhose einen steilen Abhang hinabzurutschen in die „Florakull“. Das war ein ausgeschachtetes riesiges ehemaliges Trümmergrundstück, das mit seinem sandigen Untergrund und etlichen Wasserpfützen ideale Spielmöglichkeiten bot.

Ein anderes Mal hatte meine Schwester nicht auf mich aufgepasst, als ich das in der Nachmittagssonne glitzernde und funkelnde Motorrad unseres Nachbarn, des Herrn Rosenkranz, das immer vor seinem Hause stand, untersuchte und das dabei umstürzte. Dreimal dürft ihr raten: Ferdinändken.

Auch war es mir stets ein Dorn im Auge, dass meine ältere Schwester schneller als ich die Treppe zu unserer Wohnung hinauflaufen konnte. Aber ich war damals schon stärker, und so hielt ich ihr eines Tages beim Treppensteigen kurzerhand den Hals zu, wurde auch tatsächlich Erster: Ferdinändken!

Der nächste Einschnitt in meinem Leben war meine Einschulung, die alles andere als planmäßig verlief.

Im zarten Alter von gerade mal 6 Jahren, also kurz vor der Einschulung, war ich, wie so oft, mal wieder in Herbern, und es war langsam an der Zeit, das Fahrradfahren zu lernen. Natürlich gab es keine Vorformen wie Laufräder oder Kinderräder. Man schnappte sich nach Möglichkeit ein Damenfahrrad, meine spätere Frau natürlich ein Herrenrad, in das sie akrobatisch durch die Stange durchturnte, und los ging es. Man muss dazu sagen, dass der Verkehr damals auf den Straßen unvergleichlich geringer als heute war. Abends saßen die älteren Herrschaften im Sommer vor den Haustüren, rauchten Pfeife und erzählten sich was, während wir Kinder auf der Straße Federball spielten.



Und so fuhr ich eines Tages mit meinem Fahrrad stolz den Lappenkamp hinunter, wollte nach links in die Merschstraße einbiegen, landete mangels Bremserfahrung jedoch im damals noch vorhandenen Straßengraben, raffte mich unter starken Schmerzen auf und schleppte mich die wenigen Meter bis zu Schneidermeister Wilhelm Hölschers Haus. Dort wurde die Erste-Hilfe-Regel Nr. 1 praktiziert: Ab ins Bett! Als aber mein Wimmern auch am späten Nachmittag nicht nachließ, holte man den damaligen Hausarzt Dr. Plum, der veranlasste, dass ich am nächsten Morgen von ihm mit seinem Wagen abgeholt wurde, damit ich im Krankenhaus St. Josef geröntgt werden konnte. Dabei stellte sich heraus, dass mein Bein gebrochen war, das nun eingegipst wurde, sodass ich über Ostern im Krankenhaus lag. Deswegen weiß ich das so genau, weil unser Nachbar, der gute alte Herr Vorspohl mich dort besuchte und einen Schokoladenhasen mitbrachte. Dadurch stieg er noch mehr in meiner Achtung, hatte ich ihn nicht schon vorher bewundert, wie er fachmännisch seine Stallhasen schlachtete, indem er ihnen einen Schlag hinters Genick verpasste, sie dann an einer Wäscheleine aufhängte und fachmännisch enthäutete, um sie dann weiter zu schlachten.

Aufgrund meines Unfalls konnte ich nicht rechtzeitig in Krefeld eingeschult werden, wurde aber schon bald, wahrscheinlich mit einem Kleinlastwagen von der Firma Moormann aus Werne, zu dessen Fahrer eine enge Beziehung bestand, nach Krefeld verfrachtet. Dort musste ich erst wieder mühsam das Laufen auf dem Sprödentalplatz lernen, was mir dank der unermesslichen Geduld meiner Mutter auch gelang. Mein Vater hingegen hielt mich da wohl eher für einen Simulanten. Überhaupt war sein Zutrauen zu meinen Fähigkeiten eher begrenzt, und so durfte ich beispielsweise nie Messdiener werden, weil er befürchtete, ich ließe wahrscheinlich beim Gottesdienst das Messbuch fallen. Stattdessen zeigte ich später bei Gottesdiensten einen ungeheuren Ehrgeiz, die lateinischen Gebete auswendig zu lernen, um so der Langeweile der Gottesdienste entgegen zu wirken.

So kam es, dass ich erst einige Wochen nach der offiziellen Einführung eingeschult wurde, dabei aber auf eine sehr verständnisvolle, junge Lehrerin traf, die ich über alles in der Welt verehrte, Frl. Erlemann. Ihr habe ich es wohl zu verdanken, dass ich schnell Anschluss fand an den Leistungsstand meiner Klasse. Allerdings tat ich mich unsäglich schwer im Auswendiglernen von Gedichten. „Der gute Westwind kommt“ hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepreßt nach gefühlten hundert Verssuchen seinerzeit, Versuche, die von meiner Mutter immer heldenhaft unterstützt wurden, auf der Radfahrt in den Stadtwald, auf der Fahrt mit dem Kahn auf dem Stadtwaldsee, beim Abtrocknen zu Hause und Gott weiß wo. Kommentar meines Vaters „Ich kann nichts dafür, mein Sohn ist ein Vollidiot! Er kann`s einfach nicht, und ich kann nichts dafür!“



*Foto aus dem 1. Schuljahr mit meiner geliebten Frl. Erlenmann*

Ihr habe ich es wohl zu verdanken, dass ich schnell Anschluss fand an den Leistungsstand meiner Klasse. Allerdings tat ich mich unsäglich schwer im Auswendiglernen von Gedichten. „Der gute Westwind kommt“ hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt nach gefühlten hundert Verssuchen seinerzeit, Versuche, die von meiner Mutter immer heldenhaft unterstützt wurden, auf der Radfahrt in den Stadtwald, auf der Fahrt mit dem Kahn auf dem Stadtwaldsee, beim Abtrocknen zu Hause und Gott weiß wo. Kommentar meines Vaters „Ich kann nichts dafür, mein Sohn ist ein Vollidiot! Er kann`s einfach nicht, und ich kann nichts dafür!“

Am Ende konnte ich es und kann`s noch heute, ein Text, der nun wirklich bar jeden Verständnisses für Kinder ist:

„Der gute Westwind kommt,  
Ostwind hört zu blasen auf,  
bläst schon dreizehn Wochen.  
Der Regenmann, die Regenfrau, die haben sich verkrochen.  
Die sitzen tief im Regenloch und trau'n sich nicht herauf,  
erst wenn der gute Westwind kommt,  
dann stehn die beiden auf.  
Dann schütteln Regenmann und Frau  
Ihr triefend nasses Haar.  
Und voller Segen steht die Au  
Und fruchtbar wird das Jahr.“

Als Fachlehrer für Verkehrserziehung hatten wir den Konrektor Lohn, der sich alle erdenkliche Mühe gab, uns vor den Gefahren des Straßenverkehrs zu warnen. Sein eigener Sohn war nämlich bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.

Nach dem ersten Schuljahr wechselten wir das Schulgebäude aus mir nicht mehr bekannten Gründen und wir zogen in ein Gebäude auf der Mörser Str. Ecke Blumentalstr. Ich vermute, es war eine Zwischenlösung, denn wir hatten einige Klassenräume dort im Erdgeschoss, die mehr wie verlassene Büroräume aussahen, dazu einen Mini-Pausenhof. Außerdem wechselte unsere Klassenlehrerin, eine ältere freundliche Dame, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Allerdings ist mir eine Bemerkung von ihr im Gedächtnis haften geblieben. Es war am Morgen, nachdem Deutschland 1954 überraschend Weltmeister im Fußball geworden war. Ihr Kommentar dazu im Unterricht: „Seht ihr! Ihr müsst wie die Weltmeister sein: immer schön still und aufpassen!“ Da merkte ich auch als 8jähriger, dass man uns verarschen wollte.

Im 3. Schuljahr hatten wir es zu meinem großen Leidwesen mit einer älteren Lehrerin zu tun, Frl. Bongen, eine kleine, aber energische „Juffer“, die aber nun gar nichts Liebliches ausstrahlte, deren Gesicht mich als Kind immer an einen Löwenkopf erinnerte. Tief und durchdringend, ja herrisch war ihre Stimme und entsprechend autoritär ihr Unterrichtsstil. Sie hatte als Kollegin eine etwas jüngere Schwester, die genau das Gegenteil war: größer, schlanker, freundliche, helle Stimme. Ab und zu kam es vor, dass besagte Schwester einige diszipliniere Probleme mit ihrer Klasse hatte. Daraufhin klopfte sie bei uns an und Frl. Bongen sen. stampfte hinüber in die andere Klasse, um sie nach allen Regeln der Kunst zusammen zu falten. Dann wackelten aber die Wände! Anschließend konnte ihre Schwester wieder unterrichten.

In ihrer eigenen Klasse herrschte ein strenges Regiment, und alles zitterte vor ihr. Gut kann ich mich daran erinnern, dass sich aus irgendwelchem Grunde ein Fettfleck in meinem Hausarbeitsheft breit gemacht hatte. Aus Angst vor der Reaktion meiner Klassenlehrerin betete ich abends im Bett mit angezogenen Knien zig Vaterunser und GegrüßetseistduMarias in der vagen Hoffnung, Frl. Bongen möge den Fleck am nächsten Morgen nicht sehen. Aber weit gefehlt! Am nächsten Morgen sah sie natürlich sofort den Fleck und es erfolgte das übliche Ritual: „Was ist das denn? Ich traue wohl meinen Augen nicht!“ Nahm das Heft, hielt es gegen das Tageslicht, schaute mich grimmig an, wobei ihr Goldzahn besonders gefährlich blitzte, und knallte das Heft wieder auf meine Schulbank. Ich glaube, als Strafe musste ich zehnmal schreiben: Ich muss mein Hausheft immer sauber halten!

An die neue Schulstätte verbindet mich auch die Erinnerung an unseren Religionslehrer, einen gewissen Pater Prinz, der nicht müde wurde, uns zu erklären, dass die Leute erst dann wieder in die Kirche kämen, wenn sie den ersten Herzinfarkt hinter sich hätten. Auch weiß ich noch wie heute, wie ich von ihm abgekanzelt wurde, als ich nach den Weihnachtsferien unseren Klassenkaktus, den man in den Ferien zu Hause ins Asyl genommen hatte, bei Schnee und Eis verspätet zur Schule gerettet hatte: „Du bist zu spät! Was willst du denn mit dem Wackelpeter?“

Zu dieser Zeit hatte ich einen Klassen- und Spielkameraden namens Ulrich Wölfel, der einige Straßen weiter in einer von hohen, natürlichen Mauern umgebenen Villa lebte, die fast wie eine mittelalterliche Burg aussah und genügend Spielraum in den Außenanlagen bot. Die Eltern meines Freundes waren Künstler, der Vater malte, während die Mutter modellierte. Eines Tages sprach sie mich an, ob ich nicht für sie Modell sitzen wollte. Sie hätte von der Stadt Krefeld den Wettbewerb gewonnen, für das Arbeitsamt Uerdingen eine Plastik zu schaffen, die zu der eigentlichen Aufgabe des Amtes passen sollte. Ihr eigener Sohn sei zu zartgliedrig, ich habe die ideale Figur dazu. Gut, ich war alles andere als schwächling, und wenn ich auf der Straße meine Spielkameraden verdrosch, wurde ich von vorüber gehenden Passanten getadelt: „Ist ja auch gemein, wenn ein Älterer sich mit den Kleinen prügelt, nicht wissend, dass „die Kleinen“ genauso alt waren wie ich. Ein Kommunionfoto aus jener Zeit zeigt eine Kinderschar mit Kommunionanzug bzw. Spitzenkleidchen, und einer ragt kopfhoch heraus, nämlich ich. Nun gut, ich stimmte zu Modell zu sitzen, musste mich mit aufgekrempeelten Ärmeln stundenlang auf einen Schemel setzen und für einen „Appel und Ei“ Modell sitzen. Zum Dank dafür konnte ich jahrelang meine Statue vor dem Arbeitsamt bewundern.

Lange blieben wir in dieser angemieteten Schule nicht. Im letzten Schuljahr landeten wir in einer an sich evangelischen Schule an der Felbelstr. Da wir mittlerweile von der Uerdinger Str. in die Dreikönigenstr. 25, in eine neu errichtete Stadtwohnung mit 4 Zimmern, Küche, Diele, Bad und Keller umgezogen waren, verkürzte sich nun mein Schulweg um Einiges.



*als Kommunionkind*

Natürlich hatten die konfessionell unterschiedlichen Kollegen eigene Lehrerzimmer. In der Pause bewarfen die katholischen Kinder, die zur Straße untergebracht waren, die evangelischen aus dem hinteren Gebäudeteil mit dem Split, der unseren Schulhof bedeckte, als wenn das das Selbstverständlichste der Welt gewesen wäre. Das waren halt eben die anderen, die Feinde.

Unsere neue Wohnung war recht zentral gelegen in der Nähe des Ostwalls, direkt in der City, umrahmt von zwei Kirchtürmen: Nach vorne hinaus die katholische Stephanskirche und damit unsere neue Pfarrkirche, die damals wegen der Trümmergrundstücke gegenüber noch unmittelbar zu sehen war. Nach hinten hinaus lag die evangelische Friedenskirche, deren Turmglocke meist ein wenig später die Uhrzeit schlug. Links neben unserem Haus schloss sich ebenfalls ein Trümmergrundstück an, sodass uns die Abenteuerspielplätze nicht verloren gegangen waren. Schräg gegenüber an der Ecke hatten sich die Betreiber einer italienischen Eisdiele niedergelassen, bei der mein Vater aus Prinzip kein Eis kaufte (Die Itakas haben uns im Krieg verraten), es sich wohl schmecken ließ, wenn unsere Mutter es für ihn dort kaufte.

Unten im Haus war die Bäckerei unseres Vermieters, van Treeck. Links daneben ein Schirmgeschäft, in dem die schon ältere, winzigkleine und spindeldürre Frau Marseille mit ihrem Sohn Walther hauste, ein uneheliches Kind von nunmehr ca. 40 Jahren, das aber immer noch nichts zu sagen hatte. Das Regiment führte eindeutig sie, die sich überwiegend von Pampelmusen ernährte, und genau so säuerlich war sie. Wenn man einen defekten Schirm zu ihr hinunterbrachte, erhielt man nach der Reparatur eine kostenlose Vorführung, wie man pfleglich mit einem solchen Teil umzugehen habe, und das in einem zirkusreifen Tempo.

Stieg man die Kellertreppe hinunter, kam einem stets Gasgeruch entgegen, was anscheinend normal war. Dennoch hatte ich oft ein ungutes Gefühl dabei, zumal tatsächlich in dieser Zeit

das eine oder andere Haus in die Luft geflogen war. Der Geruch stammte von den Gaszählern und war ständig präsent.

Im Keller befanden sich der gemeinsame Waschraum für die große Wäsche und pro Familie ein mit Lattengerüst abgetrennter Verschlag zur Aufbewahrung von Vorräten und Ähnlichem. Betrat man den Hinterhof, so hatte man stets den Geruch von frisch gebackenem Brot, von Brötchen oder Kuchen in der Nase. Rechts schloss sich die Backstube an, in deren vorderem Teil noch bis zum Tod der alten Dame van Treeck die junge Familie wohnte und arbeitete. Auch dieser Teil war unterkellert; es standen dort noch die alten Grundmauern des Vorgebäudes. Uns diente er zur Stapelung der Briketts in der oben beschriebenen Zeremonie. Ganz hinten im Hof lag noch quer ein Raum, in dem die elektrische Modelleisenbahn des Bäckers aufgebaut war. Links standen die Mülltonnen, die von den Städtischen Fuhrwerken stets abgeholt und wieder hinggebracht wurden. In dem sich anschließenden überdachten Zwischengang zur Gasse für Anlieferer standen unsere Fahrräder.

In der ersten Etage wohnte die Seniorin, eine grauhaarige, ernste, aber nicht unfreundliche Witwe mit ihrem damals noch unverheirateten Sohn, der ebenfalls als Bäcker arbeitete. Er war jemand, der das Gras wachsen hörte und es immer schon gewusst hatte, der sich eigentlich auch zu Höherem berufen fühlte, als in der Backstube zu arbeiten. In der Tat wechselte er einige Jahre später, nachdem er seine Bekanntschaft, eine Schrapnela geheiratet hatte und ins Nachbarhaus gezogen war, ins Bankfach, wo er bis zu seinem Tod arbeitete.

Als die alte Dame gestorben war, zogen die jungen Leute in die erste Etage.

Wir wohnten in der zweiten Etage, eine Tatsache, die uns eine gewisse körperliche Fitness bescherte. Wenn meine Mutter sagte: „Einer muss noch einkaufen gehen!“ Dann wusste ich, dass mein Stündlein geschlagen hatte. Ebenso, wenn Vater den Impuls gab: „Einer muss noch Briketts aus dem Keller holen!“

Wenn man unsere Wohnung betrat, so befand sich links das Badezimmer mit Badewanne und mit Gas betriebemem Wasserboiler, bei dem meistens das „ewige Licht“ brannte. Das Badezimmer war eng, aber im Vergleich zur Uerdinger Straße, wo man nichts dergleichen besaß, luxuriös. Rechts wohnte bis zu ihrem Tode, bis dahin höchstens noch ein Jahr, meine Oma. Später wurde ihr Zimmer mein Reich; ein Raum, der, zunächst einmal bis zur Installation der Zentralheizung, ohne Heizung war und nur von einem Teil des Ofenrohres aus dem Wohnzimmer geheizt wurde. Für meine Oma hatte man noch einen elektrischen Heizlüfter aufgestellt. Ich brauchte den nicht mehr. Ich hielt es eher mit unserem ehemaligen Bundespräsident von Weizäcker: „Bei 17° denke ich am klarsten!“

An das Bad schloss sich die kleine Küche an, ebenfalls ohne Heizung, aber mit einem Gasherd, der an ganz kalten Wintertagen zur Not kurzfristig angemacht wurde und für ein wenig Wärme sorgte. Ansonsten herrschte eine gewisse Grundtemperatur in der ganzen Wohnung, garantiert dadurch, dass die Wohnung unter uns geheizt wurde. Gegenüber der Küche lag dann das Wohnzimmer, das immerhin so geräumig war, dass es Platz bot für ein Sofa, eine Tischgruppe mit Stühlen, später dann für ein von Kranefeld aus Herbern selbst angefertigter Wohnzimmerschrank mit Jagdmotiven und eine Sitzecke mit Leselampe, die der Feierabendluxus meines Vaters war, in dem er auch schon mal unsere Rechenfertigkeit überprüfte, indem er das Einmaleins abfragte.

An der Wand über dem Sofa hing ein Schinken von dem Bauernmaler Krampe aus Herbern, das eine Hütte in den Bergen darstellte. Ach ja, später wurde ein High-Fi Radio mit hervorragender Tonqualität angeschafft. Das ganze hatte den Charme des Gelsenkirchener Barocks. Hier traf sich die Familie zu den Mahlzeiten, die meine Mutter immer mit großer Liebe zubereitete. Hier fühlten wir uns geborgen.

An das Wohnzimmer schloss sich, nachdem Oma gestorben war, Doris' Zimmer an. Bis dahin hatten meine Schwester und ich in einem Zimmer geschlafen. Hier fand auch der von Opa Zimmermann angefertigte Schrank wieder seine Heimat, angefüllt von Selma Lagerlöffs

Werken und anderen Büchern, die mein Vater einmal in einer Zeit erstanden hatte, als er noch Mitglied eines Buchklubs war.

Was noch fehlt, ist das elterliche Schlafzimmer, das am Kopfende des Flurs lag und mit einer Glasscheibe ausgestattet war, was in späteren Jahren, als ich schon mal gerne abends ausging, dazu führte, dass bei meiner Wiederkehr immer die Lampe im Schlafzimmer meiner Eltern anging und ich anschließend einer Sichtung unterzogen und nach meinem Tun befragt wurde. Meine Eltern schliefen also zum Hof hinaus, wo es abgesehen von den nächtlichen Geräuschen aus der Backstube und den stündlich sich wiederholenden Glockenschlägen einigermaßen ruhig war im Vergleich zu unseren Zimmern, die zur Straße lagen und wo, besonders am Wochenende der Lärmpegel schon gewaltig war, sei es durch zugeschlagene Wagentüren (4 Kneipen in unmittelbarer Nähe) oder durch angetrunkene Kneipenbummler. Besonders erinnere ich mich an meinen „Opernsänger“, ein körperlich kleiner Mann, immer modisch schick gekleidet, offenbar nicht ganz unvermögend, der im besoffenen Kopp immer seine Arien auf der Dreikönigenstr. losschmetterte.

Als wir gerade eingezogen waren, wurde ich zu einer Erholungskur an die See nach Borkum geschickt: Sechs Wochen von zu Hause entfernt, ohne einen einzigen Kontakt. Mann, hatte ich Heimweh! Wenn abends der Strahl des Leuchtturms über mein Gesicht huschte, lag ich oft mit Tränen in den Augen in meinem Bett und konnte vor Heimweh nicht schlafen. Tagsüber hatte man immer genügend Abwechslung, aber die Nächte! Als die Fähre sich dann auf der Rückfahrt Emden näherte, wäre ich fast vor Freude ins Wasser gesprungen. Ich konnte es kaum erwarten wieder zu Hause zu sein.

Einprägsame Erlebnisse kann ich nur noch aus der Zeit meiner Pubertät erzählen. Zu der Zeit waren die Höfers in unser Leben getreten, eine Familie mit Kriegerwitwe, einer blinden Tochter, die meistens in Marburg auf der Schule war, und dem ältesten Sohn Hans, der sich später in Doris verknallte. Der jüngere Bruder Harald wurde, nachdem er eine „Ehrenrunde“ gedreht hatte, mein Banknachbar. Erst wohnten die Höfers auf der Luisenstraße in einer Dachwohnung, sodass wir uns zuwinken konnten; später dann einige Häuser weiter im Parterre.

Erst haben wir sie gar nicht verstanden, so fürchterlich haben sie „geschwäbelt“. Da sie auch katholisch waren, bestand unter anderem eine gemeinsame Verbindung durch die Jugendarbeit der Pfarre, die ein Kaplan leitete, der es wegen seiner Schönheit mit George Clooney hätte aufnehmen können, der natürlich auch der Schwarm aller Mädchen war, auch natürlich der meiner Schwester. Seine Eltern führten ihm dem Haushalt, konnten aber wohl nicht verhindern, dass der Gute eines Tages eine Frau fand und damit sein Priesteramt an den Nagel hängen musste.

Als Jugendliche waren wir alle in der KJG (Katholische Jugend Deutschlands). Das bedeutete, dass wir uns einmal in der Woche beim Gruppenabend trafen, gemeinsam mit der „Mundorgel“ Lieder einübten („Hohe Tannen ...“) und/oder aber über ernsthaftere Themen diskutierten. Natürlich war ich immer noch kein Messdiener, hatte es aber inzwischen zum Vorleser geschafft.

Unser Gruppenführer war ein gewisser Rolf, der u.a. auch Gitarre spielen konnte und Ausflüge ins Zeltlager mit uns unternahm. Dabei suchte er besonders die Nähe zu Hans, der ebenfalls die Gitarre spielte. Im Nachhinein werde ich das Gefühl nicht los, dass er gewisse homoerotische Tendenzen zeigte, obwohl, das muss ich in aller Deutlichkeit sagen, meines Wissens nie etwas vorgekommen war.

Unsere Freizeitaktivitäten bestanden darin, dass wir im Sommer die freie Natur suchten, dort auch im Zelt übernachteten, oder an den Egelsberg fuhren, einem still gelegten Baggersee, wo wir schwimmen oder auf der Luftmatratze paddeln konnten und auch die Chance bekamen, die Mädchen im Bikini zu sehen, was die Sache noch interessanter machte. Seltener, aber das kam auch vor, fuhren wir zum Rhein, wo wir auf der gegenüber liegenden Seite uns auch ins Wasser trauten. Zum Glück ist nichts passiert, denn ich hatte da immer schon die Geschichte

meines geschätzten Onkel Hocks im Hinterkopf, der davon erzählte, dass er eines Tages den Rhein durchschwommen hätte, dabei in einen Strudel geraten wäre, sich ganz steif verhalten hätte und dadurch wieder an einer anderen Stelle aufgetaucht wäre. Aber in dem Alter besiegen Hormone den Verstand!

Ansonsten waren wir viel mit den Rädern unterwegs, etwa zum Stadtwald, wo man Kanu fahren konnte, oder zum Hülser Berg.

Der nun sollte bald eine besondere Rolle spielen, aber von Anfang an! Irgendwer hatte herausgefunden, wie man an den überall herum hängenden Automaten günstig Zigaretten ergaunern konnte. Überflüssig zu sagen, dass wir zu der Zeit schon unsere ersten Qualmversuche hinter uns hatten. Dazu musste man nur 2 Pfg.-Münzen nehmen, die annähernd den gleichen Umfang hatten wie die 50 Pfg.-Münzen, mit dem Unterschied, dass man die minderwertigeren Kupfermünzen nur noch ein wenig „frisieren“ musste; d.h. mit einer Flachzange schnitten wir eng nebeneinander liegende Rillen in den äußeren Rand: Dadurch entstanden fast identische Kopien der echten Münzen. Die folgende Zeit war von gewissen Einsparmöglichkeiten bei unserem Taschengeld geprägt, aber auch von einer unliebsamen Überraschung, als nämlich eines Tages die Polizei an unserer, und nicht nur an unserer, sondern auch an Höfers Wohnung klingelte und uns mit einem Haufen Fragen belästigte. Ende vom Lied: Hans, der damals schon strafmündig war, Harald und ich allerdings noch nicht, wurde vom Jugendrichter verknackt, am Wochenende im Garten eines Altenheimes am Hülser Berg Pflaumen zu pflücken. Natürlich ließen Harald und ich es uns nicht nehmen, aus reiner Solidarität vorbei zu schauen, indem wir pfeifend und winkend auf unseren Rädern vorbei fuhren.

Ungefähr zur gleichen Zeit hatte ich meine ersten Schmetterlinge im Bauch, als ich Lydia auf einer Party kennen lernte, ein dunkelhaariges Mädchen mit einer Wespentaille, die mir nachts den Schlaf raubte. Lange hielt dieser Zustand nicht an. Bald entdeckte ich in Brigitte meine neue Flamme, die schon ein wenig älter (und eine ganze Portion reifer) war. Sie arbeitete damals schon und ich fuhr nachmittags mit dem Fahrrad zu ihrer Arbeitsstelle, faltete in bester Detektivmanier auf dem Gepäckträger sitzend eine Zeitung aus, in die ich ein Guckloch geschnitten hatte, um sie abzupassen. Ok., außer einigen Küsschen war da auch nichts weiter. Es nahte die Zeit der Tanzkurse. Mit spätestens 16 Jahren ging man als Junge, wenn man nicht als uncool, um im heutigen Jargon zu sprechen, gelten wollte. Vorher wurde gebadet und Vaters Uralt Lavendel ausgeliehen, damit man sich überhaupt auf dem Markt präsentieren konnte. Jedenfalls lernte ich die Grundschnitte der damaligen gängigen Tänze. Ich empfand auch keine Scheu bei diversen Festen wie Karneval oder Mischehen-verhütungsparties der Pfarre Tanzpartnerinnen aufzufordern. Nur einmal ging es schief, als ich pflichtgemäß alle Partnerinnen am Tisch aufforderte und dabei eine kleine, runde Person auf die Tanzfläche bat, der man beim Sitzen am Tisch durchaus nicht anmerken konnte, dass sie dermaßen klein war. Vielleicht lag es an ihrem Hut. Nach einigen vergeblichen Schritten sahen wir uns nur kurz an und beendeten dann schnell den Spuk.

Was machte man sonst so in der Freizeit? Wir spielten auch schon mal Skat mit meinem Vater, wobei er bei den ersten Versuchen, es mir beizubringen meinte: „Der Junge lernt das nie!“ Fernsehen hatten wir lange Zeit nicht, wohl aber Höfers. Zur Erklärung: Frau Höfer hatte ihren alten Jugendfreund, Onkel Otto wieder getroffen, der als Jude während des Dritten Reiches angeblich in SS-Uniform geflohen war und es in Amerika zu einigem Wohlstand gebracht hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er in Europa zu tun und besuchte dann gerne Frau Höfer, die er bei der Gelegenheit kräftig finanziell und materiell unterstützte. Deswegen hatten Höfers schon früh einen Fernseher, und so manchen Abend verbrachten wir daraufhin vor deren Glotze, während meine Eltern zu Hause bei einem Glas Wein Rommee spielten, natürlich um Geld. Wenn meine Mutter verlor, musste sie den Verlust aus der Haushaltskasse ausgleichen. Wenn es zum Monatsende mal eng werden sollte mit ihrem zugewiesenen Haushaltsgeld, über das sie penibel Buch führen musste und das zum Monatsende von

meinem Vater abgezeichnet wurde, gab es die „Gummiwoche“, d.h. Schmalhans wurde Küchenmeister und so manche Mahlzeit wurde wie Gummi „gestreckt.“

Onkel Otto hatten wir es auch zu verdanken, dass die Höfers mich zu einem Urlaub auf die Insel Texel mitnahmen. Ich bewunderte diesen Onkel Otto schon ein wenig, wenn er auf dem Weg dahin beliebig zwischen Deutsch, Holländisch und Amerikanisch wechselte, je nach Gesprächspartner.

Ansonsten fuhren wir in den Ferien schon von Klein an nach Herbern. Als wir noch kleiner waren, setzten uns unsere Eltern in Krefeld in den Zug, nicht ohne vorher dem Schaffner eine Packung Zigaretten in die Hand gedrückt zu haben, mit der Bitte, er möge doch unterwegs mal ein Auge auf uns werfen, was er vermutlich auch tat. Die Fahrt durch das Ruhrgebiet war immer spannend. Von Duisburg-Rheinhausen an konnten wir die Schloten und Zechentürme bis Dortmund sehen, wo auf uns die Feuer der Hochöfen warteten. Das Zugfenster wagte man kaum zu öffnen, weil nur Dreck und Ruß hereinkam. Oft stand ich im Zug staunend vor der Landkarte, die zwar schon den neuen politischen Verhältnissen seit der Teilung angepasst war, aber eine heimliche Sehnsucht in mir wachsen ließ, diese fernen Gebiete im Osten, als sie noch zu Deutschland in den Grenzen von 1937 gehörten, eines Tages zu erkunden. Besonders die Danziger Bucht hatte es mir angetan mit dem Frischen Haff und der Kurischen Nehrung. Wie das Leben dort wohl aussah, auf dem Land zwischen den Stränden der Ostsee und der eigentlichen See? Mit eigenen Augen habe ich es bis jetzt noch nicht erleben dürfen, wohl aber schon in Fernsehbeiträgen gesehen. Na, ja, man muss sich immer noch Ziele im Leben lassen.

In Werne oder Capelle wurden wir dann vom Nachbarn Karl Vorspohl, dem Sohn des netten, älteren Herrn mit dem Osterhasen als Geschenk, als ich im Krankenhaus lag, abgeholt. Einen Führerschein besaß niemand in unserer Familie, geschweige denn ein Auto. Also bat man den Nachbarn, der ja als Besitzer eines Elektroladens schon ein Telefon stolz sein Eigen nennen durfte.

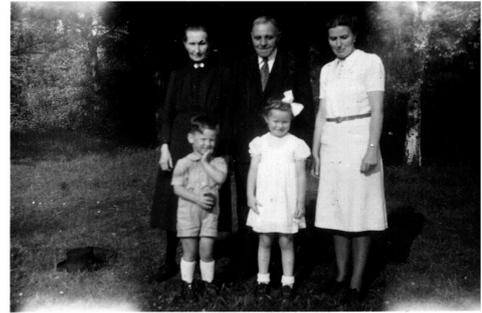
Später änderte sich das insofern, als Hölschers irgendwann mal ein eigenes Telefon hatten, aber kein Auto. Wir fuhren weiterhin in fast allen Ferien nach Herbern, zu Weihnachten auch mit den Eltern, im Sommer meist ohne, weil sie dann selber irgendwo, meistens an der Mosel, Urlaub machten. Später hat mich meine Mutter einmal fast schuldbewusst gefragt, ob sie nicht Rabeneltern gewesen wären, immer alleine in den Urlaub gefahren zu sein. Diese Bedenken konnte ich allerdings sofort zerstreuen, denn wir fühlten uns immer pudelwohl bei unseren Großeltern und unserer Tante, die ja als Kriegerwitwe keine eigenen Kinder hatte, uns aber gerne in dieser Zeit an Kindes statt annahm und dabei ihr Bestes gab. Natürlich durften wir auch das Eine oder Andere, was zu Hause verboten war, aber das ist nun mal so bei Großeltern. Allerdings waren uns auch in Herbern Grenzen gesetzt, die jedoch meistens fließend waren. Zu jener Zeit lagen vor dem Haus auf der Merschstraße noch Wiesen, sodass man fast einen geraden Blick zur hatte, bestenfalls von einigen dort wuchernden Büschen verdeckt. Da durften wir als Kinder nicht hin, wahrscheinlich weil man Angst hatte, wir könnten dort ins Wasser fallen und ertrinken. Natürlich waren wir dort; nichts zieht Kinder mehr an als Wasser, wo man Flöße bauen und Kaulquappen fangen konnte.



*Doris und ich auf dem Heck gegenüber auf der Merschstr. 26*



*Egon (4 ?) u. Doris (6 ?)*



*Oma Anna, Opa, Mutter, Egon (3) u. Doris (5)*

*Tante Anne u. Doris ( 5 ?)*

Ansonsten hatten hauptsächlich Tante Änne und eine Haushaltshilfe, die wir ständig, wenn auch teils abwechselnd angestellt hatten, immer viel Arbeit. So waren sie damals überwiegend Selbstversorger: Das Fleisch lieferten die Schweine im Stall, Milch und Butter gewann man dank der beiden Kühe. Kartoffeln und Obst wurden im Garten bzw. in den Wiesen geerntet, das Obst wurde frisch gegessen und eingekocht, um später als Nachtisch zu Stippmilch angeboten zu werden.

Im Sommer lieferte der Garten Schnittblumen und Gemüse wie Bohnen (dicke, gelbe und grüne), Tomaten, vorher Rhabarber und Erdbeeren, Erbsen, Melle (Spinat ähnlich) und natürlich Salat ohne Ende.

Natürlich mussten wir Kinder auch ab und zu ran, um zu helfen, was wir nicht immer gerne taten. So sollte ich einmal eine Schubkarre Split von der Straße bei Althoff, unserem Gartennachbarn, holen. Zu der Zeit muss dort wohl eine Straßenbaustelle gewesen sein. Ich allerdings wehrte mich kräftig gegen diesen Auftrag, weil ich nicht einsehen konnte, dass man den roten Split vor Althoffs Garten einfach so klauen durfte. Als ich dann damit zu Hause ankam, war das Gelächter groß und ich durfte wieder alles zurückbringen, weil ich den falschen Split aufgeladen hatte.

Eines Tages mussten Harald, der auch schon mal als Ferienkind mitkam, und ich die „ossige“ Kuh über das Schwatte Pättken zum Bullen treiben, der bei Wesselmann in Ondrup auf sie wartete. Auf dem Hinweg ging es ab wie die Post, auf dem Rückweg nach dem Decken hatten wir unsere liebe Mühe und Not, das Vieh wieder nach Hause zu treiben.

Nicht so gerne halfen wir beim Distelziehen, was von Zeit zu Zeit nötig war, um Material für den Schweinepott zu haben. Obwohl wir Handschuhe aus Schafleder trugen und langärmelige Hemden anhatten, piekste es doch zuweilen ganz schön.

Gerne halfen wir jedoch bei der Ernte. Damals hatten wir noch ein Feld vom Grafen auf Westerwinkel in Horn angepachtet, wo im Wechsel Getreide und Kartoffeln angebaut wurden. Das Getreide wurde geerntet, wobei die Körner dann zu Hause auf der sog. Kornkammer neben dem Fleischbühnen zum Trocknen lagen. Bei der Ernte waren wir als Kinder immer gerne dabei, zumal es jetzt Mäuse im Überfluss gab, die wir entweder totschiessen oder als Zeitvertreib auch lebendig in die Taschen unserer Lederhose steckten, um sie nachher den Mädchen unter großem Geschrei zu präsentieren. Ich kann mich entsinnen, dass Elisabeth, unser Hausmädchen einmal unseren Lehrling Helmut, der auch bei uns im Hause wohnte, was damals üblich war und der ein wenig stotterte, ansonsten ein Riesenkerl war, damit ärgerte, dass sie eine tote Maus auf die Klinke zu seinem Zimmer band und er im Dunkel darauf packte und starr vor Entsetzen schrie. Überhaupt hatten wir ständig ein Hausmädchen, von denen zumindest die ersten immer im Hause des Schneidermeisters Hölscher ein Zimmer hatten, in dem sie in der Woche wohnten. Oft hatten wir auch

männliche Schneiderlehrlinge, von denen zumindest zwei, nämlich Helmut Hauptendahl und später auch Manfred Nowack, bei uns im Hause oben in der 1. Etage ein Zimmer hatten. Dort lag auch Tante Ännes Schlafzimmer. Die Zimmer waren ungeheizt. Im Winter blühten Eisblumen an den Fenstern. Einen Nachteimer nahm man abends mit nach oben, um sich den langen Weg zum Plumpsklo im Stall zu sparen. Als einziger Luxus galt ein in einer Decke eingewickeltes eisernes Bügeleisen, das man aus dem gusseisernen Ofen, der ja tagsüber ständig beheizt war, mit ins Bett nahm, um so wenigstens die Füße zu wärmen.

Ich kann mich allerdings nicht entsinnen, dass eine weibliche Auszubildende bei uns im Hause wohnte. So weit ich weiß, stammten sie alle aus dem Dorf, so wie Hilde Hölscher, Fine Reher, Elisabeth Böhmer oder Erika Lachmann, die als junges Mädchen früh verstarb, so viel ich weiß auch an Blutkrebs, so wie meine Tante Tine, die ich nie erlebt habe. Erika wurde, wie damals so üblich, in der Leichenhalle neben der jetzigen Grundschule aufgebahrt. Jeder hatte Zugang dazu und eines Tages nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und schlich mit ein paar Jungs in die Leichenhalle. Ich sehe sie noch wie heute da liegen, in ihrem türkisfarbenen Kleid, ein wunderschönes Mädchen, fast so wie Schneewittchen.

Nach der Kartoffelernte wurde spätnachmittags aus den Ranken ein Feuer angezündet, in dem wir einige Kartoffeln garten, bis sie verkohlt waren und die wir dann später abpellten und aßen. Aber auch die Heuernte war immer spannend. Erst wurde, natürlich bei gutem Wetter, das Gras geschnitten, und zwar mit dem Pferd Ella von Schroer aus der Nachbarschaft. Die Frauen trugen dann gerne eine weiße Haube auf dem Kopf und Stulpen auf den Armen, die vor der Sonne schützen sollten. Eine braune Haut galt als Zeichen von niedriger körperlicher Arbeit und damit als unfein. Wer etwas auf sich hielt, der pflegte die „vornehme Blässe“.



*Tante Änne mit Haube und klein Egon*

Nach dem Mähen wurde das Gras regelmäßig mit der Forke gewendet, wobei natürlich alles auf den Beinen war, was laufen konnte, auch das Hausmädchen und die Schneiderlehrlinge bzw. Schneiderinnen. Zu der Zeit war Manfred aus Bockum-Hövel als Lehrling in Logis, der eigentlich eher ein Naturbursche war, als ein tapferes Schneiderlein. So blühte er jedes Mal auf, wenn er draußen mithelfen konnte, also „ausbildungsfremde Arbeit“ verrichten musste. Kann mich entsinnen, dass er, wenn wir das Pferd Ella ausgeliehen hatten, mich auch schon mal mit auf den Sattel nahm, und ab ging es in die Wiesen im Galopp!

Wenn Regen oder Gewitter drohte, stürzte alles hinaus ins Heu, um es zu Haufen zusammen zu packen. Dabei spielte die Tageszeit keine Rolle, auch nicht der Wochentag. War der Regen dann vorbei und es war ein wenig trockener geworden, wieder raus ins Heu, wo dann die Haufen auseinander gerissen und gleichmäßig verteilt wurden, auf dass es wieder trocknete. Das Spielchen konnte sich gut und gerne so einige Male wiederholen, bis das Heu endlich reif

zum Einfahren war, wo dann wieder jede Hand gebraucht wurde, ausgenommen die meiner Oma, die da offenbar einen besonderen Status pflegte. Vielleicht hing es auch damit zusammen, dass sie mir immer ein wenig schwach vorkam und dass sie oft kränkelte. Kommentar meines durchaus humorvollen Großvaters: „Wenn´s erst verhierooat sind, werd´s Porzellan.“ [Wenn sie erst verheiratet sind, werden sie Porzellan!] Überhaupt hatte er so einige Lebensweisheiten drauf, natürlich viele auf Platt, denn selbstverständlich sprach man Platt untereinander, nur nicht mit uns Kindern, mit denen man Hochdeutsch sprach. So ließ es sich aber nicht vermeiden, dass meine Schwester und ich auch das Plattdeutsche lernten und es heute noch einigermaßen passabel beherrschen. Weitere solche Lebensweisheiten waren: „Der Mann ist der Kopf der Familie, aber die Frau ist der Hals, der den Kopf dreht!“ Oder: „Weiberlist geht über Mannesstärke!“

Doch zurück zum Heueinfahren. Wir Kinder saßen oben auf dem von Ella gezogenen Wagen und hatten die Aufgabe, das hinauf beförderte Heu oben zu verteilen und vor allem „fest-zuprangen“, es also zu verdichten.

In der Scheune wurde es dann mit der Forke auf den Heuboden geworfen, wo wir Kinder wieder mit der bekannten Aufgabe zum Zuge kamen, bis der letzte Rest unter die Dachpfannen gepresst war.

Als alles unter Dach und Fach lag, gingen die Erwachsenen nach Hause, während ich auf Ella Platz nehmen durfte, die nun ihrerseits von alleine den Weg zu ihrem Stall suchte. Dummerweise war jetzt aber das obere Scheunentor verschlossen, sodass ich mit dem Kopf gegen das Tor knallte und langsam Ellas Rücken hinab nach unten geschoben wurde. Ella selbst nahm dabei wenig Anteil an meinem Geschick. Ich muss wohl fürchterlich geheult haben, auf dass mich Nachbarn nach Hause brachten, wo man dann zum Allheilmittel griff, nämlich mich ins Bett zu schicken.

Alles in allem war es eine unbeschwerte Zeit, in der wir frei spielen und Blödsinn machen konnten. Im Mai sammelten wir Maikäfer, die wir in eine Zigarrenkiste steckten, die wir vorher mit Heckenblättern ausgelegt und in die wir Luftlöcher hineingebohrt hatten. Im Sommer wurden Kamillenblüten abgezupft und getrocknet und an die Apotheke verkauft. Im Herbst sammelten wir Kartoffelkäfer oder halfen den Bauern bei der Kartoffelernte gegen ein geringes Entgelt.

Einmal trank ich anlässlich einer Wette aus dem Abschlussdeckel eines Jauchefasses nach voriger oberflächlicher Reinigung Wasser, habe es aber überlebt und dreißig Pfennige kassiert.

Manchmal kam Gisela aus Münster, die adoptierte Tochter einer befreundeten Familie, nach Herbern. Sie war ein wenig jünger als ich, und sie erzählt heute noch, dass ich mit den jüngeren Kindern immer Sportfest gespielt habe, sie also laufen und springen lassen habe, während ich dann alles aufschrieb.

Ein anderes Mal machte ich früh am Tage Bekanntschaft mit dem Bett, als wir Kinder schnell den Bogen heraus hatte, dass man billig rauchen konnte, indem man die Heckenranken anzündete und den Qualm inhalierte. Daraufhin zog ich kreideweiß ab nach Hause, musste mich fürchterlich über dem Komposthaufen übergeben, sodass meine Oma und meine Tante wirkliches Mitgefühl mit mir zeigten, mich dabei tröstend in den Arm nahmen und mich mit allerlei Versprechungen zu trösten suchten. Als aber dann so nach und nach Friedel und die anderen Kumpanen neugierig ihre Nase um die Ecke schoben, reifte bei den Damen dann doch ein gewisser Verdacht: Ab ins Bett!



Egon, Gisela, Walter Lütke-meier, Edith , Doris



*Gisela u. Egon →*



*Gisela, Egon, Tante Anne und Doris*

Wie ich schon anlässlich meiner ersten Bekanntschaft mit der Polizei berichtete, war der Anlass mein Verlangen gewesen, billig an Zigaretten zu kommen. Nachdem diese Finanzierungsquelle nun verschlossen war, mussten andere Strategien her, um das nötige Geld fürs Rauchen zu besorgen, das hieß schlicht und einfach arbeiten, was damals als Schüler nicht ganz so schwierig war. Harald hatte damit angefangen, nachmittags drei Stunden lang für ein Blumengeschäft Blumen auszutragen, die von den Kunden bestellt waren und nun zu ihnen gebracht werden sollten. Der Stundenlohn war selbst für damalige Verhältnisse erbärmlich: 0,50 DM, das hieß den ganzen Nachmittag sich abzustrampeln für 1,50 DM, Geld, für das man im Café Bayer bei uns auf der Dreikönigenstr. gerade mal ein Kirschwasser bekam (ich war damals 13!).

In der Regel bekam man bei den Kunden je nach Wohngegend ein angemessenes Trinkgeld, was wahrscheinlich vom Arbeitgeber bereits eskomptiert war. Allerdings hatte man den Schwarzen Peter gezogen, wenn man Blumen zur Leichenhalle, Kabine soundso bringen musste. Das Trinkgeld dort fiel dann eher dürftig aus.

Den ersten sozialen Aufstieg erfuhren wir, als wir dann den Arbeitgeber wechselten und uns der „Kleinschen Buchhandlung“ zuwandten, wo wir uns über eine 100%ige Gehaltsaufbesserung freuen durften. Allerdings waren nun die Wege zu den Kunden teils beträchtlich weiter, teils bekam man, zumindest von den Firmen, auch kein Trinkgeld. Eine kleine, schlanke Angestellte mit übergroßer Brille stellte nun die Touren nach der räumlichen Entfernung zur Buchhandlung zusammen und versuchte sie einigermaßen gerecht an die Jungs zu verteilen, wobei ich mir bis heute nicht ganz sicher bin, ob Harald aufgrund seines damals schon ausgeprägten Charmes nicht immer die günstigeren Touren zugesprochen bekam, etwa die ins Villenviertel der Stadt, wo man z.B. die Zeitschrift „The Economist“

abliefern sollte. Entsprechend großzügig fiel dann meistens das Trinkgeld aus. Verhasst war die Uerdinger Tour, die sich über Krefeld-Gartenstadt nach Uerdingen und weiter über Rheinhafen und Krefeld-Linn hinzog, gut und gerne so an die gefühlte 30 km, eine Tour, in der fast nur große Industriebetriebe zu beliefern waren. Eine solche Tour hatte ich an Heiligabend bei Wind und Frost hinter mich gebracht, als der Seniorchef, Herr Kirchhoff, mich geheimnisvoll in sein Büro bat, mir „Frohe Weihnachten“ wünschte und mir irgendeinen Ladenhüter in meine froststarrten Hände drückte.

Unser sozialer Aufstieg nahm ungeahnte Formen an, als wir in den Sommerferien eine Anstellung bei einer Autofirma bekamen, wo unsere Aufgabe darin bestand, die fabrikfrischen Autos der englischen Marke „Triumph“, anfangs den Sportflitzer TR3, der mit der starren Hinterachse und der beträchtlichen Unfallquote und später den TR4 zu entwachsen und anschließend zu waschen. Zusammen mit zwei Mitarbeitern arbeiteten wir in einer Art Werkstatt, hörten Radio und wenn der damalige Top-Chart-Song „Doménique ...“ ertönte, meinte der Kollege Jaentsch zu uns Halbwüchsigen: „Nach dem Rhythmus kannst du gut ´ne Nummer schieben“. Darüber hinaus lernten wir natürlich auch das Autorangieren, wobei ich bei dem TR3 nicht auf dem Fahrersitz, sondern auf der Rücklehne des Fahrers sitzen musste; ansonsten hätte ich bei meiner Körperlänge die Pedale nicht erreichen können.

Später in der Oberstufe gab ich auch schon mal jüngeren Schülern Nachhilfeunterricht, ich glaube für 5 DM die Stunde, meistens in Englisch, was dazu führte, dass meine Grammatikkenntnisse sich spürbar besserten.

Auch meine finanzielle Situation verbesserte sich dadurch zunehmend, was bei meinem knapp bemessenem Taschengeld nicht ganz unwichtig war. Dadurch konnte ich mir hier und da einen Kneipenbesuch erlauben, meistens in unserer Stammkneipe Heckmann an der Ecke Luisenstr. / Alte Linner Str. Es war eine durchaus bürgerliche Kneipe mit dem großen Vorzug, dass dort ein Billardtisch stand, auf dem man Caramboulage, also französisches Billard spielen konnte, d.h. man spielte mit drei Kugeln ohne Löcher wie im Pool Billard und versuchte mit seiner Spielkugel die anderen zwei zu treffen. Das war die einfache Spielart. Etwas komplizierter war das Dreibandspiel, bei dem die eigene Spielkugel erst drei Banden berühren musste, bevor es zur Caramboulage kam. Als Anfänger lernten wir eine Menge bei den älteren Spielern, vor allem beim Kneipenwirt Walter Heckmann, der sogar Kugeln aus Elfenbein besaß, die besonders gut über den grünen Filz rollten. Er pflegte den Billardtisch allerdings auch sehr sorgfältig, saugte Staub von der Fläche, polierte die Kugeln und achtete zudem darauf, dass der Tisch pfleglich behandelt wurde. Kopfstöße, bei denen man mit dem Queue von oben auf die Kugeln stieß, sah er nicht besonders gerne, denn immer war die Gefahr gegeben, dass der Stoß sein Ziel verfehlte und das Tuch aufschlitzte.

Wenn etwa Samstagabend nur wenige Kneipenbesucher da waren, ließ es seine Zeit auch mal zu, eine Partie gegen uns Jungs zu spielen, allerdings im Handicap Modus, d.h. wir brauchten nur 25 Points zu erzielen, während er 100 machen musste. Meistens mussten wir dann unser Bier selbst bezahlen und seins noch dazu. Neben dem Billardspiel wurde auch Karten gespielt, meistens das Klammerjass, eine rheinische Spielart, die zu Zweit, Dritt oder Viert gespielt werden konnte.

Man fand auch fast immerzu Partner zum Spielen. Morgens um 11.00 Uhr war Meisterstunde, d.h. die selbständigen Meister aus der Nachbarschaft trafen sich auf ein Bier kurz vor der Mittagspause, spielten Billard oder Karten. Pünktlich zum Mittagessen verschwanden sie dann wieder, um dann um 17.00 Uhr wiederzukommen, den Spätschoppen einzuleiten, der dann bis zum Abendessen dauerte. Oft kamen sie dann noch nach dem Abendprogramm auf ein oder zwei Bier vorbei. So hatte man meistens wenigstens einen Spielpartner. Mein Vater pflegte immer resignierend zu sagen: „Der macht sein Abitur bei Heckmann!“. Ich erinnere mich an eine Mammutsession an einem Samstag, wo ich von morgens bis Mitternacht dort war und am Ende 52 Glas Bier auf meinem Deckel hatte.

Wenn wir es etwas vornehmer haben wollten, besuchten wir den Billardsaal am Ostwall, wo ein älteres Ehepaar einen Saal in der zweiten Etage unterhielt, in dem zig kleinere, aber auch die großen Billardtische aufgestellt waren. Üblicherweise verkehrte hier ein Publikum, das finanziell etwas besser gestellt war als wir. Man kam auch nur nach einer Gesichtskontrolle hinein, indem man schellte, worauf sich eine Klappe öffnete und man hereingelassen wurde. Irgendwie hatten wir aber die älteren Herrschaften, das Wirtsehepaar überzeugt, dass wir keine Rowdies waren, sodass wir zugelassen waren. Irgendwann kam es uns da mal in den Kopf, eine Partie Dreiband auf dem großen Tusch zu spielen mit der Maßgabe, dass derjenige, der einen Punkt erzielt hatte, jeweils zwei Wacholder bestellen musste. Seit dieser Zeit mag mein Freund Harald nicht mal mehr den Geruch von Wacholder, denn irgendwie war ihm der zehnte wohl nicht bekommen.

Neben den Kneipenbesuchen gingen wir auch öfters zu Eishockeyspielen in die Eissporthalle. Immerhin spielten zu der Zeit noch zwei Krefelder Vereine in der Bundesliga, nämlich der KEV und Preußen Krefeld. Entsprechend war ganz Krefeld aufgeteilt in diese beiden Lager. Ich persönlich, fragt mich nicht warum, war Preußen-Fan. Vielleicht rührte das daher, dass unser Freund Hans Höfer nach Abbruch der Schule eine Lehrstelle als Schriftsetzer bei der Fa. Overmann fand, dessen Chef zufällig auch der Torwart von Preußen Krefeld war.

Heiß ging es her, wenn ein Lokalderby angesetzt war. Das Stadion war dann bis auf den letzten Platz gefüllt. Unser Taschengeld reichte gerade mal zum Stehplatz. Da, wo wir standen, ging natürlich die Post ab. Oft konnten wir das Spielfeld kaum sehen wegen des langsam aufsteigenden Nebels, aber Zeit für flotte Sprüche oder Lieder gab es immer, etwa wie „Schiedsrichter, ich weiß, wo dein Auto steht!“ Selten aber kam es zu Tumulten zwischen den Fans, anders als bei bestimmten Fußballspielen heute.

Herbern war natürlich noch nicht abgeschrieben. Nach wie vor fuhren wir mit Begeisterung zu unseren Großeltern und Tante Anne, die sich inzwischen hingebungsvoll um ihre Eltern kümmerte, die älter geworden und nicht mehr aktiv waren. Mein Opa ging mittlerweile am Stock und klagte stets: „Miene butten, miene butten“ [Meine Knochen, meine Knochen!] Wenn er am Fernsehen dann mal eine Zirkusnummer mit Trapezkünstlern sah, stöhnte er: „Wenn ick män dovon en bietken mithä!“ [Wenn ich davon nur ein bisschen mit hätte!].

Er hatte während des I. Weltkrieges bei den kaiserlichen Ulanen gedient, worauf er sehr stolz war. In der Schneiderstube hing über der Tür ein Bild aus dieser Zeit, das ihn zusammen mit anderen Reitern und dem Kaiser zeigte. Dabei handelte es sich um eine Bildvorlage, die tausendfach hergestellt wurde, nur dass der Kopf des jeweiligen Soldaten ausgetauscht wurde.



Außerdem war er lange Jahre Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr Herbern gewesen, also ein Mann, der zeitlebens auch körperlich recht aktiv war, dabei seine Landwirtschaft über alles liebte. In einer Zeit, als es ihm selbst finanziell noch nicht so rosig ging, hatte ihn ein Bekannter, dem es wohl noch schlechter ging, angefleht, er möge ihm seine Wiese abkaufen, die als Ergänzung zu den ersten beiden Wiesen durchaus Sinn machte. Nach langem Zögern

schlug er ein mit den Worten: „Sei laupt do wohl drüöwer, oaver sei niämt nix met!“ [Sie (die feindlichen Soldaten) laufen wohl darüber, aber sie nehmen nichts mit!“]

Natürlich hatten wir eine Menge Freunde inzwischen hier gefunden, nicht immer zur Zufriedenheit unserer Aufpasser. Ich hatte mich mit Friedel Gommla aus der Nachbarschaft angefreundet, ein netter, etwas älterer Kumpel, der aus einer Familie stammte, die nicht unproblematisch war: Der Vater war ein jähzorniger Säufer, der älteste Sohn bekannt für seine unkontrollierbaren Wutausbrüche und sonstige Gemeinheiten. Mit Friedel verband mich vor allem unsere heimliche Qualmerei. Bei einer Wette ergatterte ich eines Tages sein Halstuch, auf dem diverse Zigarettenmarken der damaligen Zeit wie „LuckyStrike“, „Eckstein“ oder „Gloria“ oder „Camel“ abgebildet waren. Mann, was war ich stolz darauf! Friedel verdiente zu dieser Zeit schon erstaunlich viel Geld in der Ausbildung auf der Zeche, und so machte ich meinem Vater bei meiner Wiederkehr nach Krefeld unmissverständlich klar, dass ich das Gymnasium verlassen wollte, um auf dem „Pütt“ anzufangen. Kommentar meiner Mutter: „Das findet sich!“ Und in der Tat wendete sich alles zum Guten, ich blieb auf der Schule und jobbte nebenbei, um an das Geld für meine Zigaretten zu kommen.

Überhaupt unsere Nachbarn in Herbern. Links von uns wohnten ja Vorspohls, wo – lange vor unserer Zeit – sich die Frau des netten älteren Herrn aufgehängt hatte. Außerdem lebte zuerst noch ein Sohn namens Paul dort, der wohl bei Karls Heirat das Haus verlassen musste. Rechts von uns wohnte zuerst Familie Meinke mit zwei Töchtern, die beide älter waren als Doris und ich. Ihre Mutter Käthe war schlank, damals schon grauhaarig, etwas zappelig mit einer durchdringenden Stimme, während ihr Ehemann August vom Typ her eher Pykniker war, d.h. klein und rund. Er war bekannt dafür, dass er ein Wilddieb war. Erwischt hat man ihn, so weit ich weiß, nie. Wohl kann ich mich daran erinnern, dass er immer das Schweinehirn bekam, wenn geschlachtet wurde, das er sich dann mit Rührei in der Pfanne briet. Irgendwann zog die Familie nach Stockum, und wir verloren uns ein bisschen aus den Augen.

Danch wohnten dort die Familien Vieth und Pflaum. Vater Vieth war seines Zeichens Schlächter in seinem eigenen Schlachthaus, normalerweise ein umgänglicher Mann. Nur wenn er getrunken hatte, und das kam mehr als einmal in der Woche vor, war er wie von Sinnen. Wenn er im Dorf mal wieder in einer Kneipe randalierte, holte man seinen älteren Bruder Bernhard als letzte Rettung, der ihn dann irgendwie beruhigen konnte. Dann war er mal mit dem Auto im „Diktus“ gegen eine Mauer gefahren und hatte sich den Arm gebrochen. Sein Kommentar: „Ick häb de Flittkes kapott!“ [Ich hab die Flügel kaputt!] Richtig spannend konnte es werden, wenn er mal wieder zu Hause ausrastete und seine Frau im Nachthemd und die Kinder auf der Straße vor sich hertrieb. Asyl konnten sie nur finden bei der Nachbarfamilie Pflaum, ein älteres Ehepaar, er gehbehindert mit Stock. Wenn Vieth dann an der Wohnungstür rüttelte, trat der alte Herr Pflaum ihm selbstbewusst entgegen mit den Worten: „Verlassen Sie sofort meine Wohnung, Herr Vieth. Das ist mein Reich!“ Dann verzog er sich tatsächlich, später dann auch die Familie nach Werne. Ironie des Schicksals: Als Lehrer hatte ich dort später die Zwillinge der ältesten Tochter in meiner Klasse.

In der oberen Etage wohnte Familie Hankmann, erst die Mutter mit ihrer unehelichen Tochter Käthe, später dann, als sie heiratete auch ihr Mann Hubert, ein Kerl von einem Baum, von dem mein Großvater anerkennend zu sagen pflegte, dass der zwei schwere Milchkannen zugleich tragen konnte. Die Mutter half uns häufig im Garten, beim Melken oder bei der Feldarbeit. Wenn ich an sie denke, sehe ich eine kleine gedrungene, trotz ihrer Kopphaube stets Wetter gebräunte Frau mit rissigen Händen.



*Doris, Birgit Vorspohl, Hubert Maßen, Gisela, Käthe Maßen, Tante Anne, Egon*

Bei der Hochzeit von Käthe und Hubert machte Doris ihre ersten Tanzerfahrungen. Sie schwärmte von Paul, bei dem man während des Tanzens so sachte von seinem Bauch abgedefert wurde. Doris war später dann stets heiß umschwärmt von allerlei jungen Männern, ja übte geradezu eine gewaltige Anziehungskraft auf sie aus. Unter anderem war eine Familie Schulz vom Kalvarienberg dabei, die nicht nur „von drieben“ kamen, also Flüchtlinge aus dem Osten Deutschlands, sondern, und das wog fast noch schlimmer: evangelisch! Da schrillten bei meiner Tante alle Alarmglocken. Ich meinerseits fand den Umgang mit den beiden Söhnen durchaus praktisch, denn ich durfte schon mal das Moped eines der Brüder fahren.



Als ich schon in der Oberstufe unseres Gymnasiums angelangt war, wurden meine Besuche in Herbern weniger, weil ich in den Ferien stets versucht habe, mein Taschengeld aufzubessern.

#### Erinnerungen an meine Schulzeit (auf dem Moltke-Gymnasium)

Alles begann mit der Aufnahmeprüfung. Damals gab es noch keine Grundschulgutachten. Irgendwer muss wohl gemeint haben, ich sei reif für das Gymnasium, vielleicht meine Lehrerin oder meine Eltern, ich weiß es nicht mehr, auch nicht, ob wir gesondert für diese nicht ganz unwichtige Prüfung vorbereitet wurden. Wenn meine Erinnerungen mich nicht im Stich lassen, mussten wir eine (oder mehrere) Matheaufgaben lösen. Ich glaube eine Divisionsaufgabe, eine Textaufgabe und irgendetwas mit Bäcker und Brötchen. Ja, natürlich auch ein Diktat. Sonst noch was? Keine Ahnung! Ob ich aufgeregt war? Natürlich! Ja, und welches Gymnasium? Natürlich das am nächsten gelegene: Das Moltke-Gymnasium, dieses Furcht und Ehrfurcht einflößende Monument wilhelminischer Großmannssucht, das eher wie eine Feldherrenhalle aussah. Als Kinder hatten wir uns dort schon herumgetrieben. Irgendeine Art von begehbarem Vorbau oder Keller stand auf der westlichen Seite, wo wir unserer

Fantasie freien Lauf lassen konnten. Das große Becken auf dem Rasen davor war manchmal mit Wasser gefüllt. Und dann dieses Geländer: Betonkugeln wie die aus der „Dicken Berta“ vor Paris, mit Eisenstangen verbunden.

Erinnern kann ich mich an eine Begebenheit, die bei mir als Grundschulkind Panikattacken auslöste. Wir hatten wie so häufig auf dem Rasen vor dem Gymnasium Ball gespielt, und es war an der Zeit nach Hause zu gehen, als ich von einem Herrn angesprochen wurde, ich möchte doch mal eben ins Auto klettern und das Gaspedal durchdrücken, während er bei aufgeklappter Motorhaube an Etwas herumschraubte. Ich weigerte mich beharrlich, immer die Worte der Mutter im Ohr: „Lass dich auf keinen Fall von einem Mann ansprechen“. Auch sein freundliches Insistieren konnte mich nicht umstimmen. Später, als ich dann auf dem Gymnasium eingeschult war, erkannte ich, dass es sich um den Vater eines Mitschülers der Parallelklasse, Herrn Tack, gehandelt hatte. Sein Sohn Rainer war mit mir zusammen jeden Morgen zur Grundschule, ca. zwei km entfernt, gepilgert. Ja, richtig, die Parallelklasse fing mit Latein an, wir starteten mit Englisch. An Rainer habe ich immer seine hohe Intelligenz bewundert: Im Philosophiekurs diskutierte er mit dem Lehrer über Philosophen wie Theodor Adorno, die ich bestenfalls für Popstars gehalten hätte. Außerdem beeindruckte mich, dass er als erklärter Atheist an unserem katholischen Religionsunterricht bewusst teilnahm, um sich mit der Gegenposition vertraut zu machen.

Nun, was war neu auf dieser Schule, nein besser: Lehranstalt?

Zuallererst mussten meine Eltern Schulgeld zahlen, ich glaube 20 DM monatlich (?), und auch nur im ersten Jahr; dann wurde es abgeschafft. Dann musste zu Beginn eine teure Grundausrüstung an Schulbüchern und Heften bezahlt werden. Sozial bedürftige Schüler konnten einen entsprechenden Antrag stellen, sodass sie bei positivem Bescheid vom Förderverein der Schule unterstützt wurden. Sie waren auch vom Schulgeld befreit.

Dann war da die riesig große Klasse, gefühlte 40 Jungen, die es zunächst einmal galt aufzumischen nach dem Motto: Nur keinen Streit vermeiden. Ich erinnere mich, dass ich mich in fast jeder Pause irgendwo auf dem Boden rangelnd widersah oder mir das Blut von der Nase wischte. Ich gab nicht eher Ruhe, bis ich einen Stärkeren gefunden hatte, der mich nach allen Regeln der Kunst vermöbelte: Dann war die natürliche Rangordnung hergestellt und es kehrte weitgehend Frieden ein.

In den ersten Jahren hieß Hugo Hammans unser Klassenlehrer, Dr. Hugo Hammans, soviel Zeit muss sein, hatte über das Thema promoviert: „Über die Metarmorphose des Frosches unter besonderer Beachtung des Kranikums.“ Weiß ich deshalb so genau, weil er nicht müde wurde zu betonen, er habe hunderte von Fröschen und/oder Lurchen getötet und sie in Ameisensäure gelegt, um so die Skelettstrukturen besser erfassen zu können. Ja, und außerdem hätte er lukrative Angebote von der Industrie gehabt, sie aber ausgeschlagen, weil er ja Kinder so liebte. Auch familienpolitisch war er recht aktiv, und so dichteten wir als Schüler schon den Spottvers: „Jedes Jahr ein Kindel legt Hammans in die Windel!“ Als Spitznamen hatte er „Plagiosus“ (sollte jemand nicht das Große Latinum haben: „Schläger“). Eine seiner pädagogischen Glanzleistungen bestand darin, zur Bestrafung Ohrfeigen zu verteilen, die nach einem ganz gewissen Ritus abliefen.

Hammans: „Hast du Ohr- oder Zahnschmerzen? Wo willst du sie haben, rechts oder links?“

Nun hatte man als armer Tropf die Wahl zwischen Pest und Cholera. Und die Hammanschen Ohrfeigen taten weh. Richtig weh, sodass man mit einer roten Wange herumlief. Prügelstrafe war seinerzeit noch legal und wurde erst 1980 abgeschafft. Wie ich aus den Medien entnahm ist dieser begnadete Religionspädagoge später sogar Bundestagsabgeordneter geworden. Tja, man schlägt sich so durch!

Durchschlagen mussten wir uns auch als Schüler, was nicht immer ganz einfach war. Es herrschten damals hohe Durchfallquoten: Es wurde rigoros gesiebt, nicht unbedingt nach dem Leistungshorizont eines Schülers, eher nach seiner wie auch immer erbrachten tatsächlichen Leistung, die sich vornehmlich auf das Auswendiglernen von Vokabeln und Lehrsätzen

beschränkte, dabei wenig Platz ließ für individuelle Stärken. Natürlich spielte auch hier die Chemie zwischen Lehrer und Schüler eine große Rolle. Aus der Reihe tanzen, ging (fast) gar nicht. Unbotmäßigkeiten wurden unbarmherzig verfolgt mit den routinemäßigen Einträgen ins Klassenbuch bei „vergessenen Hausarbeiten“, Verstößen gegen die Schulordnung usw. Von den ca. 36 Sextanern, die mit mir zusammen anfangen, haben es gerade mal mit mir schätzungsweise sechs, ohne sitzen zu bleiben, ins Abitur geschafft. Daraus den Schluss zu ziehen, der Rest sei geistig unterbemittelt gewesen, wäre verfehlt. Wenn man bedenkt, was aus den sog. Repetenten später beruflich geworden ist! Ja, selbst der ehemalige Ministerpräsident von NRW, Johannes Rau, hat nie geleugnet, einen Papptus hingelegt zu haben.

Das ganze System war noch stark von den autoritären Strukturen der Nazi-Zeit geprägt. Ich möchte nicht wissen, wer von den Lehrern noch als Parteimitglied unter Adolf gedient hat.

Unserer damaliger Schulleiter, OStD Wolters war im Krieg Marineoffizier gewesen, und da kann man sich leicht vorstellen, wie distanziert dieser Mann, der übrigens mit seiner Familie in der Schule wohnte, den Schülern, ja auch den Kollegen gegenüber auftrat.

Oder nehmen wir unseren Hausmeister, wahrscheinlich noch Weltkrieg I Veteran, der peinlich darauf achtete, dass nur die Schüler ihre Fahrräder im Keller abstellen durften, die dazu berechtigt waren, abhängig von der Entfernung des Wohnortes zur Schule. Schulbusse? Da lachen ja die Hühner! Ca. 2 km gingen mein Freund Harald und ich jeden Morgen zur Schule, in späteren Jahren eine willkommene Gelegenheit, dem Herrn ein Rauchopfer darzubringen, aber bitte nicht in der „Bannmeile“ der Schule. Ich erinnere mich gut, dass ich eines Morgens keine Tinte mehr in meinem Füller hatte (nein, Patronen gab es noch nicht). Also schlich man reumütig zum Hausmeister und bat inständig um etwas Tinte, musste sich aber auf eine Gardinenpredigt gefasst machen mit Bemerkungen wie: „Als Soldat kannst du ja auch nicht ohne Gewehr in den Krieg ziehen!“

Ja, und dann diese Lehrer. Nicht alle kann man über einen Kamm scheren. An wen kann ich mich erinnern? Nun, neben besagtem Plagiosus gab es auch einen Physiklehrer Esser, den ich sehr geschätzt habe wegen seiner sachlichen, ruhigen Art. Verstanden hab ich nicht viel, aber das lag sicherlich nicht an ihm, sondern an meiner naturwissenschaftlichen Beschränktheit. Es hieß immer, er habe einen Sohn durch einen tragischen Unglücksfall verloren, aber er ließ sich seinen Kummer nicht anmerken.

Eine Zeitlang hatten wir einen Englischlehrer namens Kirchberg, von dem wir das erste Mal gelernt haben, dass es so etwas wie Idioms gab. Er hatte etwas Orientalisches an sich, obwohl stets glatt rasiert erinnerte er mich immer an „Ritter Blaubart“ oder an Steinreliefs in unserem Geschichtsbuch, auf denen Perser (oder Assyrer?) abgebildet waren. Schlimm empfand ich nur eine Szene, als er aus Gott weiß welchem Anlass einen Mitschüler, Hartmut hieß er, glaube ich, ohrfeigte, der kahl war (Krebserkrankung?) und deshalb immer eine blaue Strickmütze trug. Bei dieser Ohrfeige, die so gar nicht zu Herrn Kirchberg und noch weniger zu dem ansonsten eher unauffälligen Schüler passte, flog dem Jungen diese Wollmütze vom Kopf und wir erkannten zum ersten Mal diese schockierende Nacktheit des Kopfes, und da erst tat er uns auf einmal fürchterlich leid.

Es sind oft nur einzelne Momente, die durch die Schichten des Bewusstseins dringen. Da war der Biologielehrer Remmers, dessen Lehrstoff sich mir nicht besonders eingepägt hat, wohl aber der Satz: „Wenn ihr dann mal durch die Natur streift, dann müsst ihr euch nicht wundern, wenn ihr die Hosen voller Samen habt.“ Auch die Mendelschen Gesetze habe ich bei ihm verstanden.

Woher ich meine „2“ in Chemie auf dem Abiturzeugnis habe, obwohl ich die chemische Verbindung  $\text{CaSO}_4$  für ein Cabrio des Fußballvereins Schalke 04 halte, das verdanke ich meinem lieben Banknachbarn in dem einen Jahr Chemie, das wir hatten, meinem lieben Klassenkameraden Lutz Cleemann, der den eintönigen Monologen unseres geschätzten Chemielehrers Kayser immer interessiert lauschte, während ich mit meinem Nachbarn zur

Rechten lieber „Schiffe versenken“ spielte, weil ich Begriffe wie „Ester“ eher für eine biblische Gestalt hielt. Überhaupt hatte ich zu der Zeit eine gewiefte Überlebensstrategie entwickelt, indem ich mir für das jeweilige Fach immer einen kompetenten Banknachbarn aussuchte. So saß ich in „Mathe“ neben Harald, und er in Deutsch und Französisch neben mir, was zur Folge hatte, dass wir nach den jeweiligen Klassenarbeiten Teamwork praktizierten, indem wir die Arbeitshefte gegenseitig austauschten, er dabei Rechenfehler bei mir korrigierte, ich dafür Rechtschreibfehler in „Deutsch“ oder Grammatikfehler in „Französisch“, eine durchaus fruchtbare und erfolgreiche Kooperation.

Doch bleiben wir beim Chemieunterricht. Kann mich nur noch daran erinnern, dass der Chemiesaal für den damals üblichen klassischen Frontalunterricht gebaut war, d.h. er war wie ein Kino mit Stufen angelegt, sodass selbst der in der obersten Reihe sitzende (schlafende) Schüler den Experimenten am Versuchstisch unten, so es denn überhaupt Experimente gab, folgen konnte. Der Herr Kayser war ein älterer, sicher kurz vor der Pensionierung stehender, wohl genährter Herr mit schnarrender Stimme, der um des lieben Friedens willen bereit war, jedem Schüler eine „3“ zu schenken, wenn der zumindest nicht störte. Solchen, die stärkeres Interesse zeigten (und gegebenenfalls auch deren Nachbarn), war er auch bereit eine „2“ zu geben.

Da hat es auch einen Englischlehrer mit dunkler Hornbrille und grauen Haaren gegeben, eher klein mit leichtem Bauchansatz. War Möllenhauer sein Name? Wir jedenfalls nannten ihn immer nur „Möppi“. An seinen Unterricht kann ich mich nicht mehr erinnern, wohl aber daran, dass er uns Jungen anlässlich einer Veranstaltung „Bundesjugendspiele Winter“ wahnsinnig imponierte, als er uns einen Handstand am Barren vorführte

Oder der Lateinlehrer Pfitzner, den ich noch von der Grundschule her kannte, wenn er gelegentlich seinen gehbehinderten Sohn auf dem Dreirädchen zur Schule schob. Ein Zyniker durch und durch. „Gestern auf dem Elternsprechtag hatte ich wieder so eine Mutter mit epischer Breite vor mir sitzen!“ Faszinierend fanden wir ihn deshalb, weil er eine einzigartige Fähigkeit besaß: Wenn sein Kreidestück kurz davor war den Geist aufzugeben, befahl er dem Schüler in der letzten Reihe das Fenster auf Spalt zu öffnen. Und dann geschah das Unglaubliche: Mit hoher Treffsicherheit warf er das Stück gezielt aus dem Fenster und hinterließ bei uns nur offen stehende Münder und eine grenzenlose Bewunderung. Gekonnt ist gekonnt! Als Schüler lästerten wir immer darüber, dass er in seiner Freizeit wahrscheinlich mit seinem Lateinkollegen Brenner auf einem Bärenfell läge und Met aus einem Kuhhorn trinke.

Ja, dieser Brenner! Gefühlte 1,60 m klein, aber ein Dragoner mit immensem Drang nach Anerkennung, die er sich über eine rigorose Notenpolitik verschaffte. Ich erinnere mich gut an den Vorfall, als er meinem Freund Harald die Vokabeln abfragte. Glücklicherweise begannen die meisten Lehrer vorne im Alphabet, sodass wir Hinterbänkler ein wenig Zeit hatten, notfalls für Hilfsmittel zu sorgen. Mein Freund Harald war ein wenig indisponiert ob seiner Befragung, sodass sich der kleine Mann zu der Bemerkung hinreißen ließ: „Höfer, ich mache Sie fertig, genauso wie Ihren langen Bruder (der ein Jahr zuvor dank der bevorzugten Behandlung von Herrn Brenner die Schule verlassen musste und nun als Multimillionär in Singapur lebt). Ihr müsst nämlich wissen: Die langen Kerls sind alle im Gefangenenlager der Tommis bei Rheinberg verreckt, wo wir in Erdkühlen im Regen übernachten mussten und vor lauter Hunger an Schuhsohlen gekaut haben. Aber wir, wir Kleinen, wir haben überlebt!“

Könnt ihr euch noch an den Sportlehrer Robran erinnern? Blond mit Sigurdlocke, stark, nach Tabak und Parfüm (oder war es Alkohol?) riechend, stets mit rauchiger Stimme und hautenger Turnhose? Wahrscheinlich ein Produkt aus der nationalsozialistischen Idee „Lebensborn“. Matrose, hat er gesagt, wäre er in seinem früheren Leben gewesen. Und, um seine Stärke zu präsentieren, lud er uns eines Tages ein, mit 4 (oder waren es 5?) Schülern sich auf seinen Bauch zu stellen. Boah, waren wir beeindruckt! Nur ich nicht, denn ich war im Sport `ne Null! Keine Siegerurkunde, weder in der Leichtathletik, und schon gar nicht

beim Gerättturnen. Es muss wohl in der Unterprima gewesen sein, als er versuchte, mich an der Reckstange zu turnen und er sich das Handgelenk verstauchte. „Zimmermann, von nun an machen Sie Hilfestellung, nicht ich!“

Ok., wo war das Problem? Bis zum Abitur habe ich in jeder Sportstunde da (meinen Mann) gestanden und auf meine Jungs aufgepasst, dass sie sich auch ja nicht wehtaten. Dann kam die Stunde der Wahrheit: Sportabitur. Ich sollte irgendwelche Flickfacks tanzen, sorry, nein turnen natürlich, blieb aber im Rahmen meiner Möglichkeiten: Nada, nothing, niente.

„Tja“, meinte besagter Wotan, sorry Robran, „der Fall ist klar: Setzen, 6!“ Nun war der Punkt gekommen, ein wenig meine bisherige soziale Leistung in Sachen Unfallverhütung ins Spiel zu bringen mit dem Erfolg, dass auf meinem Abiturzeugnis nur ein „mangelhaft“ prangt, nämlich in Sport. Heutige Sportpädagogen würden womöglich anders entscheiden. Ich jedenfalls, habe die „5“ und auch den Wotan, sorry Robran, überlebt. Ein unglaublich befriedigendes Gefühl! Weitaus befriedigender als das Gefühl, als Letzter gewählt zu werden, wenn es darum ging, zwei Mannschaften zusammenzustellen.

Und dann diese schrecklichen Bundesjugendspiele Sommer! Momentan flammt ja wieder bundesweit eine Diskussion über Sinn oder Unsinn dieser Veranstaltung auf. Ich weiß nur, ich rannte mir jedes Mal die Lunge aus dem Hals, und am Ende wedelten sich Kesper und Leroi die Ehrenurkunden um die Ohren, aber unsereiner, der hatte nix!

An eine weitere Begebenheit an den Sportunterricht kann ich mich erinnern. Einige Tage zuvor hatte ein Mitschüler einen pornografischen Text mit in die Schule gebracht. Ob außer dem obligatorischen Eintrag ins Klassenbuch noch mehr an Sanktionen erfolgte, erschließt sich mir nicht mehr ganz; nur die Tatsache, dass in der folgenden Sportstunde „Boxen“ angesagt war, ich ein paar Boxhandschuhe in die Hand, nein, die Fäuste gedrückt bekam mit der Aufforderung, gegen besagten Schüler anzutreten, den ich dann auch nach allen Regeln der Kunst verdroschen habe. Damals hatte ich noch nicht das Gefühl, instrumentalisiert worden zu sein. Wotan, sorry Robran, klopfte mir auf die Schulter und wollte mich ermutigen, weiter dem Kampfsport zu frönen, allerdings fielen seine Worte bei mir auf steinigen Boden, nicht dass ich Pazifist war, aber ich hasste den Geruch von kaltem Schweiß pubertierender Jungen und den Gummigeruch, der von den Matten ausstrahlte, in der Turnhalle.

À propos Pazifist. In der Oberstufenzeit lag irgendwann einmal, nachdem die BRD wieder unter Konrad Adenauer die Wehrpflicht eingeführt hatte, die Wehrerfassung an. Zu der Zeit wurde, zumindest in unseren Kreisen nie diskutiert, ob man besser den Wehrdienst verweigerte („Kriegsdienstverweigerer“, wie meine Tante – Gott hab sie selig – immer noch verächtlich zu sagen pflegte) oder ihn stumpf antrat, so wie unsere Väter und Großväter, zumal ich auch von meinem Elternhaus keinerlei Unterstützung in Richtung Verweigerung erfuhr, obwohl mein Vater als Schwerstverwundeter aus dem Krieg zurückkam! Ingeheim verließ ich mich vielleicht auf die Musterung, wo ich als Sportversager wahrscheinlich doch durchfallen würde. Es kam, wie es kommen musste. Morgens war Musterung: Ergebnis: voll tauglich (bis auf U-Boot und Panzer, was bei einer Körperlänge von 198 cm anzunehmen war). Ich weiß noch heute, wie ich unseren Klassenraum am nächsten Tag betrat. Voller Erwartung lagen alle Augen auf mir: „Und?“- „Voll tauglich!“ Brüllendes Gelächter erscholl und alles bog sich über den Bänken vor Lachen. Ich kam mir vor wie bei der Wahl zur Mannschaft im Sportunterricht.

Eine Woche später war unser Sportass Peter an der Reihe. Tür auf: „Und?“ – „Untauglich!“ Auch er hatte die Lacher auf seiner Seite. Wie das Leben manchmal so spielt“

Ein anderer Sportlehrer war genau das Gegenteil von Robran. Verdammte, mir fällt sein Name nicht mehr ein. Er wohnte sogar zwei Straßen weiter, war damals mit uns auf der Klassenfahrt nach Marburg; ein sachlich ruhiger, überhaupt nicht aufschneidender Typ, kleiner als Robran, aber durchaus drahtig, was er beim Gerättturnen gelegentlich demonstrierte. Irgendwann gab er auch mal Mathe bei uns, muss wohl so in der Quinta gewesen sein: negative Zahlen waren

angesagt, und ich kriegte das nicht in meinen Kopf. Er war aber stets geduldig mit mir, so lange, bis ich mich an die merkwürdigen Zahlen gewöhnte. Dieses Trauma verfolgt mich bis heute, wenn ich meine Kontoauszüge mir anschau!

In der Unterstufe hatten wir einen Deutschlehrer, mit dem ich es gut konnte, bei dem ich auch immer eine 2 hatte, Jäger hieß er: Ein kleines, drahtiges Männlein mit Schnurrbart und energischem Auftreten. Auch er erzählte mitunter von Kriegserlebnissen, was uns sehr beeindruckte und uns für ihn einnahm. Behalten habe ich nur, dass wir uns mit einer Lektüre von Grillparzer herumschlugen: König Ottokars Glück und Ende – eine wirklich „aufregende“ Lektüre für Jungen in der Vorpubertät, aber so war das damals!

Es gab da noch die Feinedegens, Vater war OStD i.R., Altertumsforscher und gab meines Wissens Latein und Geschichte. Sein Gesicht wies immer eine angestrenzte Gesichtsfarbe auf. Sein Sohn war vermutlich zu der Zeit als Referendar in der Ausbildung, erschien uns immer ein wenig unsicher.

Die Musiklehrer habe ich auch noch gut in Erinnerung, die beide so gegensätzlich waren wie Klassik und Oper. Klassik war OStr Korte, ein muskulöser, hoch aufgeschossener Mann mit lauter Stimme, aber wohl aufgrund eines Kriegsleidens einäugig. Krieg herrschte auch manchmal in dem Musikzimmer ganz oben in dem Kubus auf dem Dach unseres Gymnasiums. Wahrscheinlich hatten sich die Raumplaner schon etwas dabei gedacht, den Musikraum nach ganz oben zu verlegen. So konnten die Jungs schon mal ein wenig Dampf ablassen, wenn sie alle Treppen erklimmen hatten. Musik wurde, zumindest in der Mittelstufe, als es noch kein Wahlfach war, sowieso nicht ganz ernst genommen und so dienten diese Stunden uns zur Entspannung, wo man ständig versuchte, irgendeinen Blödsinn zu betreiben, zumindest aber die Schulbänke mit diversen Kunstwerken, gerne auch pornografischen, zu verschönern. Graffiti war, glaube ich, noch nicht so richtig bekannt, ansonsten hätten wir gerne ein Happeningveranstaltet. Wenn es denn Korte zu bunt wurde, dann fasste er kurzerhand den Konzertflügel unter dem Tastenteil, hob ihn hoch, um ihn schnell darauf mit Karacho wieder hinunterdonnern zu lassen. Das verfehlte nicht eine gewisse Wirkung auf uns, jedenfalls für den Rest der Stunde.

Sieckmann hieß sein Kollege, kleiner, nicht so athletisch, eher rundlicher, mit einer Künstler-Silbermähne wie ein Salonlöwe. Bei ihm haben wir den „Freischütz“ kennen gelernt, das war aber schon im Wahlfach in der Oberstufe. Er leitete auch unseren Schulchor, in dem ich als Bass angesiedelt war. Dort ging es dann doch schon ein wenig zivilisierter vor.

Eine überaus schillernde Persönlichkeit war dann unser neuer Deutschlehrer zu Beginn der Oberstufe, Dr. Jendreieck. Für mich bedeutete er zunächst einmal eine mittlere Katastrophe: Ich sank in der Deutschnote von „2“ auf „5“, nicht gleich, doch allmählich. Und Deutsch „5“ war damals gleichbedeutend mit Kopfschuss, also Klasse wiederholen. Es sei dahingestellt, ob berechtigt oder nicht. Wie wir alle wissen, hat oder zumindest hatte der Lehrer fast nirgendwo eine solches, schwer nachzuvollziehendes Beurteilungsspektrum wie gerade bei Aufsätzen. Fest steht jedenfalls, ich persönlich habe eine Menge bei ihm gelernt. Auf sein Anraten kaufte und beackerte ich damals die von Ludwig Reiners herausgegebene „Stilfibel“, und seit der Zeit bekomme ich Pickel, wenn ich wieder einmal auf Behördenschreiben stoße. Eins haben wir aber vor allem gelernt: Diskutieren, diskutieren, diskutieren! Tagespolitik hielt auf einmal Einzug in die Schule, und zum ersten Mal ahnten wir, dass Schule doch wohl etwas mit dem wirklichen Leben zu tun haben könnte. Von wegen „Non scholae sed vitae discimus!“ Dialektisches Denken mit These, Antithese und Synthese wurden uns geläufig.

Wir mussten z.B. abwechselnd zu jeder Deutschstunde ein Kurzreferat von max. 5 min halten zu irgendeinem tagespolitischen Thema, über das anschließend ausführlich diskutiert wurde. Dadurch verlor man die Scheu, sich vor eine Gruppe hinzustellen und zu referieren, eine Fähigkeit, die mir später zugute kam.

Oder denkt nur an diese verfluchten Buchberichte. Zu Beginn gab uns Dr. Jendreieck eine Liste von ca. 50 Romanen aus unterschiedlichen Epochen, von denen wir jeden Monat ein

Buch lesen sowie eine Inhaltsangabe und einen Kommentar dazu schreiben mussten. Natürlich wurden anfangs die Bücher mit möglichst geringer Seitenzahl bevorzugt, aber irgendwann war dann auch, sagen wir mal der „Simplicus Simplicissimus“ von Johann Jakob von Grimmelshausen dran, der allerdings einige pikante Stellen aufwies und deswegen trotz seiner recht ungewohnten Sprache ganz gut ankam.

Literaturgeschichte wurde hingegen mehr oder weniger im Eiltempo durchreist, aber immer spannend und dank seines enthusiastischen Minenspiels unterhaltsam vorgetragen. Ja, ich entsinne mich, dass wir (freiwillig gezwungen) abends noch Zusatzkurse bei einem öffentlichen Bildungsträger belegten. Die Früchte dieser Arbeit habe ich erst im Studium so richtig zu schätzen gelernt, wo ich meinen Kommilitonen einiges an Grundwissen voraus hatte.

Wenn jemand in der Lage war, seine Schüler zu motivieren, dann war er es. In der Mittelstufe hatten wir einmal Vertretung bei ihm. Anstatt irgendeinen fremden Stoff durchzukauen, brachte er uns Lieder bei wie „Bolle reiste jüngst zu Pfingsten, nach Pankow war sein Ziel...“ Sein Nachfolger war dann Assessor Pielhauer, Zigarrenraucher und Rotweintrinker, das genaue Gegenteil. Das Temperament einer Schlaftablette, hätte man ihn sich durchaus als Jurist in einer Behörde vorstellen können, aber durchaus humorvoll. Nicht, dass wir nichts bei ihm gelernt hätten, meine Deutschnote erholte sich spürbar unter ihm. Einmal habe ich ihn arg schwitzen sehen, als seine Frau im Krankenhaus lag und die Geburt eines Kindes bevorstand. Im Grunde war er jemand, der nach der Devise handelte: „Leben und leben lassen!“

Dann war da noch dieser Sachse, seines Zeichens Englisch- und Französischlehrer. Uns beeindruckte er mit seinen Erzählungen aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft, wo er als PW (Prisoner of War) angeblich zwischen texanischen und nordamerikanischen Bewachern gedolmetscht hatte. Einer seiner Leitsprüche ist mir im Gedächtnis haften geblieben: „Gustav ist doch nich Gasthof!“ Legendär auch sein unermüdlicher Versuch, Peter Kesper, unserem Sprachengenieur den dB-Laut beizubringen: „Kesper, so sagen Sie doch mal Garage!“ Peter: „Garaje“. Das wiederholte sich jede Französischstunde, bis er eines Tages resignierte. Ich weiß nicht, vermute aber eher nicht, dass Peter auf seine alten Tage noch logopädische Nachhilfestunden genommen hat.

Sehr beeindruckt hat uns auch unser damaliger Religionslehrer, ein Priester namens van der Weyen, der uns immer argumentative Munition lieferte, die wir prompt unserem Philosophielehrer, dem Atheisten Dr. Schneider, unter die Nase rieben und umgekehrt. Außerdem beeindruckte uns, dass er ziemlich offen mit uns redete. Auch über den Zölibat und dass es einem Mann mit gesundem Blutdruck doch hin und wieder schwer falle, Abstinenz auszuüben. Als Theologiestudent habe er immer in Tongruben gearbeitet, und zwar freiwillig unten, wo die schwerere Arbeit zu verrichten war. Die Frauen hätten immer oben gearbeitet und er sei deswegen häufig gehänselt worden, er sei ein „Schmeckleckker“, der als Voyeur sich gerne die Frauen von unten ansah. Hin und wieder waren wir auch nachmittags zu ihm nach Hause zu theologischen Gesprächsrunden eingeladen worden, bei denen wir, glaube ich, auch mit ihm rauchen durften. Umso mehr überrascht, oder besser enttäuscht war ich, als ich später davon hörte, er sei angeblich ein Päderast gewesen. Hand aufs Herz: Bei uns war nix!

Last not least unser Klassenlehrer Berger. Hohe Stirn, wenig Haupthaar, stechende Augen, der federnde Gang eines Raubtierdompteurs, aus jeder Phase seines Körpers Autorität ausstrahlend. Man munkelte damals, dass er als Referendar noch an das Gute im Menschen (Schüler) geglaubt habe, bis er eines Tages einmal derart von einem Schüler provoziert worden sei, dass er diesem die Schiefertafel um die Ohren gehauen habe. Seitdem sei er zum Dompteur mutiert. Egal, ich lasse nichts auf ihn kommen. Denn dank seiner (und Haralds) Hilfe habe ich den Sprung in die Obersekunda geschafft und nach einer „5“ im schriftlichen Mathe-Abi auch noch die mündliche Prüfung, bei der er mir quasi die richtigen Antworten in den Mund legte.

Nicht zu vergessen unser letzter Französischlehrer Weiss, damals noch ein junger Mann, vermutlich Assessor und ca. 8 Jahre älter als wir. Dementsprechend hatte er zunächst gewisse Schwierigkeiten sich bei uns Heranwachsenden durchzusetzen, zumal er ein wenig hektisch oder nervös auf uns wirkte. Ich mochte ihn sehr und ich kann mich noch gut an seinen Unterricht erinnern, z.B. dass wir Albert Camus und andere französischen Schriftsteller und Philosophen kennen lernten. Französisch war immer mein Lieblingsfach gewesen. Allerdings hatte der Fremdsprachenunterricht zu dieser Zeit einen großen Nachteil: Man konnte zwar über englische oder französische Schriftsteller diskutieren, aber im Ausland selber war man aufgeschmissen, weil man nicht in der Lage war, Alltagsprobleme sprachlich zu lösen, wie beispielsweise eine Fahrkarte zu kaufen oder einem Arzt seine körperlichen Beschwerden zu schildern. Zugegeben, das Medienangebot damals war eher beschränkt, nur selten gab es digitale Tonträger oder gar ausländische Fernsehsender, geschweige denn Internet. Ab und zu leistete ich mir mal eine englischsprachige Zeitung, natürlich vom Vortage, die man bei dem Zeitungskiosk uDU am der Ecke Rheinstraße / Ostwall kaufen konnte.

So erinnere ich mich noch gut daran, dass mein Schulfreund Harald und ich uns damals freiwillig zu einem Einsatz im Rahmen der Kriegsgräberfürsorge in Frankreich nahe Verdun gemeldet hatten. Wir schliefen dort in Zelten der Bundeswehr, die auch die Verpflegung und Betreuung für uns übernahm. Ein drahtiger, rothaariger Feldwebel leitete das Unternehmen.

Unsere Aufgabe bestand darin, unter Anleitung eines nur Deutsch sprechenden Gärtnermeisters gefallene deutsche Soldaten umzubetten. Harald und ich hatten gerade das erste Jahr Französisch, also waren unsere Kenntnisse eher rudimentär. Dennoch wurde ich dazu verdonnert, bei Gesprächen zwischen den französischen Behörden und dem Gärtner zu dolmetschen, so gut das ging im Rahmen meiner Möglichkeiten. Natürlich hatten wir auch Kontakt zur französischen Bevölkerung, eigentlich eher zur Jugend, denn die Älteren weigerten sich überwiegend mit uns zu sprechen, obwohl einige durchaus in der Lage waren, Deutsch zu verstehen oder gar zu sprechen. Immerhin waren gerade ca. fünfzehn Jahre vergangen seit der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht, durch den Erzfeind. Politisch war es schon zur Annäherung gekommen zwischen Adenauer und de Gaulle. Ich erinnere mich, dass ein deutscher Minister (Heck?) zu dieser Zeit zu Besuch in Frankreich war. Dass da noch starke Vorbehalte auf Seiten der älteren Franzosen uns gegenüber bestanden, ist im Nachhinein zu verstehen. Nicht aber so bei der Jugend, die völlig vorurteilslos miteinander umging. Zwar versuchte man französisch zu sprechen, denn Deutsch wurde zumindest in dieser Gegend (noch) nicht unterrichtet. Harald glänzte damit, dass er völlig „frei nach Schnauze“ quasselte, wobei sich mir innerlich die Haare sträubten, wenn ich seine Grammatikfehler hörte, aber er hatte Erfolg. Während ich noch dabei war, mir die richtige Syntax zu überlegen, nahmen ihn die französischen Mädchen schon in den Arm und knuddelten ihn. Allerdings konnte meine Schüchternheit nicht verhindern, dass sich Jacqueline für mich interessierte, alles harmlos, natürlich. Noch Jahre später habe ich mit meiner netten kleinen Französin Briefe ausgetauscht.

Abgesehen von der täglichen Verpflegung aus der Gulaschkanone warteten noch andere Höhepunkte auf uns. Da war zunächst einmal der Besuch des Soldatenfriedhofs bei Verdun, wo tausende von deutschen und französischen Soldaten begraben lagen, fein säuberlich in symmetrischen Reihen. Nie vergessen werde ich den Anblick des Beinhauses, ein gläserner Kubus, etwa 4m x 4m x 4m, der bis oben hin angefüllt war mit menschlichen Knochen aller Art: Ellen, Kiefer, gespaltene Schädel, Hüftknochen, Fußskelette, Hände usw.: Alles Reste anonymen Soldaten, die der Tod alle gleich gemacht hatte. Oder die Festungsanlagen bei Fort Duoamont, wo wir eine dumpfe Ahnung davon gewannen, unter welchen erbärmlichen Umständen hier hunderte von Soldaten in den feuchten Kellergewölben untergekrochen waren, häufig nur wenige Meter von den feindlichen Soldaten gegenüber; wo man sich während des 1916 während des I. Weltkriegs Meter für Meter vorkämpfte, wo man das Gefühl hatte, noch heute rieche alles nach Blut und Schweiß. Viel später habe ich erst

Tucholskis Schilderung „Fort Duoamont“ gelesen und alles wieder vor dem geistigen Auge lebendig werden lassen.

Der andere Höhepunkt unseres Frankreichaufenthaltes war zum Abschluss die Busfahrt nach Paris mit entsprechender Erkundung. Abends suchte unser Feldwebel ein amouröses Abenteuer, war aber der französischen Sprache nicht mächtig. Folglich nahm er mich mit, damit ich für ihn die Verhandlungen mit den Nutten auf Französisch führen konnte. Mein Gott, ich muss 13 oder 14 Jahre alt gewesen sein, aber gelernt habe ich eine Menge, auch Vokabular, das so nicht weiter in den Folgejahren im Französischunterricht vorkam. Das zum Thema Fremdsprachen.

Woran kann ich mich noch erinnern, wenn ich an meine Schulzeit auf dem Gymnasium denke? Schon recht früh war ich freiwilliger Mitarbeiter in der Schülerbücherei geworden, d.h. in den Pausen liehen wir Bücher aus und registrierten neue, bzw. reparierten alte. In einer Zeit, in der es so gut wie keine Ablenkung durch irgendwelche Medien wie Smartphone oder Fernsehen gab, waren Bücher (fast) das Einzige, das uns half, die Freizeit totzuschlagen, wenn man nicht gerade in irgendeinem Sportverein seine körperlichen Grenzen austesten wollte, was nicht so mein Bier war. Also habe ich gelesen, was das Zeug hielt. Natürlich überwiegend Trivialliteratur, wobei an erster Stelle Karl Mays gesammelte Werke standen. Etwas über 50 Bücher müssen wir in der Schülerbibliothek gehabt haben und die bekanntesten wie „Schatz im Silbersee“ waren fast immer ausgeliehen. Noch heute weiß ich den Namen seines Assistenten in den arabischen Ländern auswendig: Hadschi Halif Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah! Immerhin, beim Lesen der Karl-May-Bücher habe ich eine Menge an kulturellen und geografischen Einzelheiten aus anderen Kulturkreisen erfahren. Noch heute muss ich mir von Zeit zu Zeit einen Winnetou-Film reinziehen.

Was den Geschichtsunterricht anbelangt, so endete der meistens in der Weimarer Republik. Viel wichtiger schienen ja die Punischen Kriege oder die Schlacht um Troja, nicht zu vergessen die Römerzeit, bei der man sich lange genug aufhalten konnte, um zu verhindern, dass man über die Nazizeit reden musste. So waren wir darauf angewiesen, uns mühsam Einzelheiten von anderen Quellen zu besorgen, zumal man im Elternhaus meistens auf eine Mauer des Schweigens stieß. Umso eindringlicher ist mir im Gedächtnis haften geblieben, dass wir eines Tages Wind davon bekamen, dass in Uerdingen ein Kino einen Film über die KZs zeigte. Natürlich sind wir dahin mit unseren Fahrrädern und waren am Boden zerstört, als wir das Tageslicht wieder erblickten.

Nie vergessen werde ich auch den Tag, als die ersten Mädchen an unserer Schule aufliefen. Sie waren in einem neu errichteten Trakt uns gegenüber untergebracht, glaube sogar, es war eine Art von kaufmännischer Schule. Das muss man sich vorstellen: Wir Spätpubertierende standen mit platt gedrückter Nase vor den Fenstern unseres Klassenraumes, um diese Wesen von einem anderen Stern über den Schulhof laufen zu sehen!

Von all den Klassenfahrten (so viele waren das, glaube ich, gar nicht) ist mir nur eine nachhaltig im Gedächtnis haften geblieben, nämlich die nach Griechenland

Griechenland – eines der wohl in den letzten Wochen am häufigsten in den Medien verwendeter Begriff, ein Wort, bei dem heute bei den Meisten von uns die inneren Jalousien runterrasseln und die Ohren sich auf Durchzug stellen, weil man die Nase voll hat vom xten Rettungsversuch – weckt aber doch bei uns die Erinnerung an eine fantastische Klassenfahrt mit unserem damaligen Klassen- und Mathelehrer Berger und dem Philosophielehrer, ein erklärter Atheist und Schöngeist, Kenner der griechischen Mythologie, der, glaube ich, auch noch bei 35° C seine Fliege auf weißem Hemdkragen zu tragen pflegte.

Wir waren damals die Migranten, die nicht aus politischer oder wirtschaftlicher Not, sondern aus Bildungs- und eigentlich mehr Abenteuerlust in den Osterferien dem grauen Schulalltag am Moltkegymnasium entflohen. Ja, das waren noch Zeiten ohne Smartphone und Tablet, Zeiten, in denen noch nicht halb Deutschland auf Mallorca oder auf dem Mount Everest war.

Bestenfalls war Nordsee angesagt, und so war die Erwartung, jedenfalls auf meiner Seite, riesig groß. Im Ausland war ich eigentlich noch nie, nein stimmt nicht ganz: Mit dem Fahrrad waren wir bereits nach Holland gefahren, um über die „grüne Grenze“ Zigaretten zu schmuggeln, und die wurden verdammt teuer, denn wir wurden vom Zoll erwischt!

Griechenland also – ohne Grexit. Das bedeutete ein Jahr im Voraus schon Geld ansparen und monatlich einzahlen in die Klassenkasse. Und beinahe wäre alles umsonst gewesen, denn um ein Haar wäre ich zu Ostern sitzen geblieben, und ich glaube, ich muss noch heute für das Seelenheil meines Klassenlehrers beten, der mir in der Situation – und später beim mündlichen Abitur in Mathe – so wohl gesonnen war.

In Zeiten, in denen noch keine Billigflieger es den etablierten Linien wie Lufthansa das Leben schwer machten, hieß die Alternative: Fahrt mit dem Zug und der Fähre. Und was für eine Fahrt wurde das! Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, müssen es wohl an die 52 Std. (zumindest gefühlt) gewesen sein, in denen wir in der Holzklasse zusammen mit einer türkischen (?) Familie in einem 6er-Appartment herumlungerten und eintöniger, melodisch eher ungewöhnlicher Musik vom Tonband der Familie verzückt lauschten, unterbrochen von gelegentlichen Zigarettenpausen im Gang.

Nach einer Überfahrt mit der Fähre von irgendeinem italienischen Hafen, landeten wir in Thessaloniki, wo wir ein Hotel gebucht hatten. Am nächsten Morgen begann unsere Rundreise durch die Wiege unserer Kultur, an die ich mich nur noch in einzelnen Momentaufnahmen erinnern kann.

Z.B an den Hafen in Piräus. Ca. 3000 amerikanische GIs lagen dort auf einem Flugzeugträger im Hafen. Wir hatten „freien Ausgang“. Natürlich stromerten wir durchs Hafenviertel. Jochen als blonder deutscher Urtyp war heiß begehrt bei den griechischen Damen vom horizontalen Gewerbe. Ich erinnere mich noch gut, dass Bodo Lorenz (neugierig, wie man nun mal war) eine gewisse Treppe in einem gewissen Etablissement emporstieg.

Kaum war er wieder unten, als er seinem Klassenlehrer Berger in die Arme lief. „Was, Lorenz, Sie Schwein?!“ Eine Rechts-Links-Doublette folgte und der arme Bodo fand sich abgewatscht, ein wenig unverständlich dreinschauend, bevor er überhaupt den Mund aufmachen konnte.

Wenn wir durch die Tavernen streiften, keine Ahnung von Griechisch, weder neu noch alt, zog es uns meist in die Küchen, wo man olfaktorisch (Mann, klingt das gewählt!), sagen wir, mit der Nase entschieden, was wir essen wollten. Meistens war es Vassulja – Bohnensuppe!

Oder erinnert ihr euch, als wir zwischen irgendwelchen Ruinen taperten und Mittag machten mit auf dem Markt eingekauftem Schafskäse, Brot und Retsina, diesem Teufelszeug, das harzversetzt selbst den fettesten Lamnbraten ertragen lässt und zu Hause wie Essig schmeckte.

Dann dieses Malheur! Es muss gegen Abend gewesen sein, weiß der Teufel, wo. Ich jedenfalls stürzte so unglücklich von einer Böschungsmauer, dass ich starke Schmerzen im rechten Arm verspürte. Es half nichts, ein Arzt musste her. So orderte mein lieber Herr Berger ein Taxi und suchte mit mir einen Arzt auf, was zu dieser späten Tageszeit ja auch ein wenig schwierig war. Nachdem der uns reingelassen hatte, stellte er schnell, auch ohne Röntgen fest, dass ich mir den Arm gebrochen hatte. Also gipste er meinen rechten Arm ein, und das Schönste: Er wollte keinen Pfennig oder besser: keine Drachme dafür haben, was uns vor allerlei komplizierten Abrechnungsmechanismen in der Heimat bewahrte. Allerdings führte dieser medizinische Noteinsatz in der Folgezeit zu allerlei Einschränkungen meinerseits, angefangen vom morgendlichen Duschen bis hin zum Frühstück usw. Vom Toilettengang will ich jetzt gar nicht mal reden.

Aber was gibt es Schöneres als Solidarität unter Klassenkameraden, die sich förmlich darin überschlugen, na ja, manchmal musste der Klassenlehrer auch ein wenig nachhelfen, mir bei den unterschiedlichsten Aktivitäten behilflich zu sein – schon damals war „Inklusion“ kein Fremdwort für uns.

Was ist sonst noch so hängen geblieben? Nur schemenhaft kann ich mich an einen Streit mit Dr. Schneider erinnern, bei dem es um eine bildliche Darstellung ging. Er behauptete, es handele sich um den Apostel Petrus, ich jedoch sah darin Johannes den Täufer. Und ich hatte Recht, was er nur ungern zugab.

Am Schluss der Fahrt waren wir uns alle darin einig und schworen Stein und Bein, diese Fahrt noch einmal zu wiederholen. Was man als junger Mann nicht alles so schwört! Es ist beim Schwören geblieben, aber die Erinnerung wenigstens kann uns keiner nehmen, auch nicht nach über 50 Jahren.

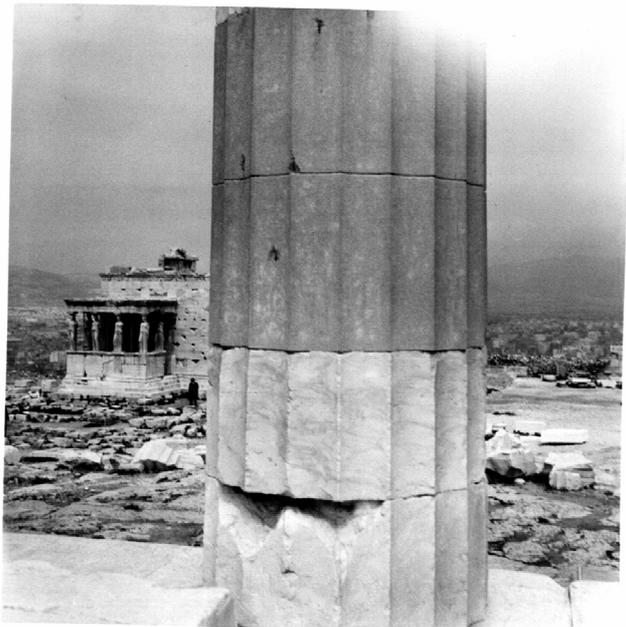


*Olympia*

*von links: Lutz Cleemann, Jürgen Reiter, Roland Willems, Egon Zimmermann, Georg Meyer, ???*



*Der Eindruck täuscht. Damals gab es noch keine Smartphones!*



*Delphi*



*Die Akropolis von ferne*

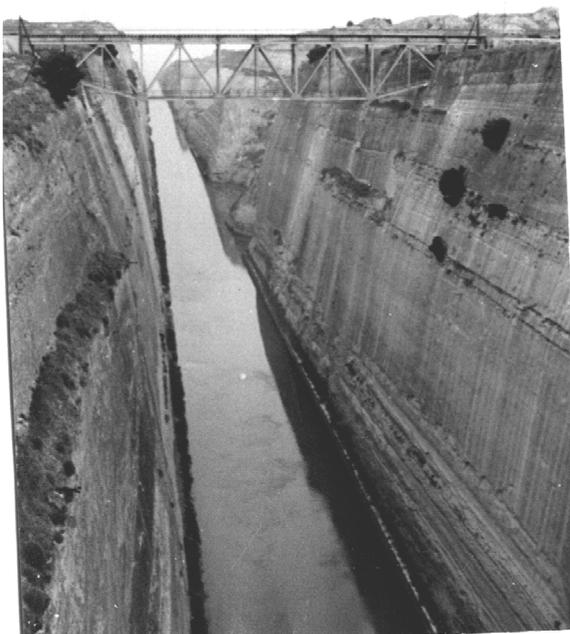




*Delphi*



*Delphi? – Vorne Klassenlehrer Berger*



*Der Kanal von Korinth*



*Das Kloster Athos*

